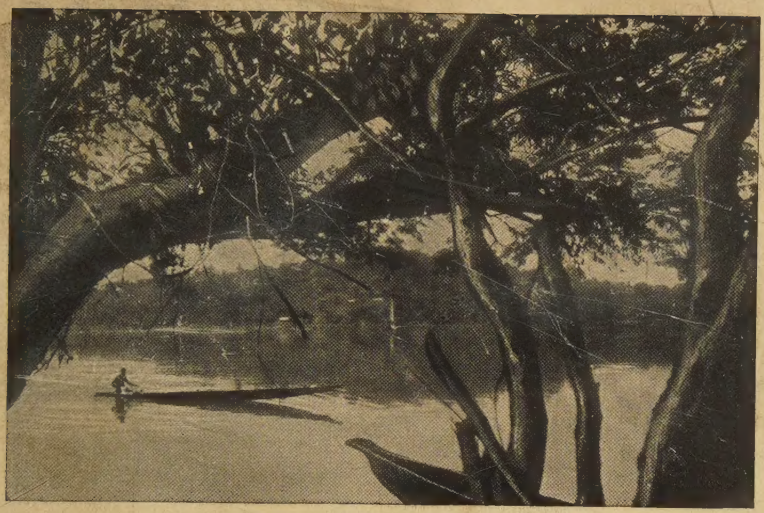

ALBERT SCHWEITZER

MITTEILUNGEN AUS LAMBARENE

ERSTES UND ZWEITES HEFT

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
MÜNCHEN

276.721
Sch97
V. 1,2

Class 276.721 Book .Sch57 1/2
General Theological Seminary Library
CHELSEA SQUARE, NEW YORK

MITTEILUNGEN AUS LAMBARENE

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_C0-AWV-551

Blick auf Lambarene

ALBERT SCHWEITZER

MITTEILUNGEN AUS LAMBARENE

ERSTES UND ZWEITES HEFT

FRÜHJAHR 1924
BIS HERBST 1925

[illegible]

Sechstes bis zehntes Tausend

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
MÜNCHEN 1929

276.721
Sch97
88854

Copyright by C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
<Oskar Beck> München 1928

LIBRARY
NEW YORK

ZUM GELEIT

Die hier folgenden, in Afrika zwischen der Arbeit hingeworfenen Aufzeichnungen über meine zweite Wirksamkeit zu Lambarene waren ursprünglich nur für die Freunde des Urwaldspitals bestimmt. Sie im Buchhandel erscheinen zu lassen, war nicht meine Absicht.

Meine Freunde nahmen es auf sich, sie zu veröffentlichen, und ich mußte aus Afrika meine nachträgliche Zustimmung geben.

Da nun die beiden ersten Hefte schon längere Zeit vergriffen sind und immer noch Nachfrage nach ihnen besteht, entschließe ich mich, sie, in einem Bande vereinigt, wieder erscheinen zu lassen.

Das erste Heft behandelt die Zeit von meiner zweiten Ausreise (Februar 1924) bis zum Herbst 1924; das zweite geht von Herbst 1924 bis Herbst 1925. Im Herbst 1925 mußten wir uns entschließen, das Spital auf einen größeren Platz zu verlegen oder größer neu aufzubauen.

Seitdem ist, ebenfalls im Verlage von C. H. Beck (München), ein drittes Heft erschienen, das sich über die Zeit von Herbst 1925 bis Juli 1927 erstreckt und den Bau des neuen Spitals auf dem vom Urwald befreiten Platz beschreibt.

Günsbach (Elsaß) Albert Schweitzer

ERSTES HEFT

FRÜHJAHR BIS HERBST 1924

I. DIE REISE

Am Donnerstag Morgen, den 21. Februar, noch im Dunkel der Nacht, verläßt der holländische Dampfer, der mich zu meinem zweiten Wirken nach Afrika hinausträgt, den Hafen von Bordeaux. Da ich die ganze Nacht hindurch geschrieben habe, um noch dringende Briefe auf die Post geben zu können, lege ich mich alsbald schlafen und erwache erst gegen Mittag, als das Schiff, in strahlendem Sonnenschein, aus der Gironde das Meer gewinnt.

Meine Gedanken schweifen zurück zur ersten Ausfahrt im Jahre 1913, wo meine Frau als treue Gehilfin mit mir zog. Ihrer erschütterten Gesundheit wegen muß sie diesmal zurückbleiben. Ein achtzehnjähriger Oxforder Student der Chemie und Geologie, Noël Gillespie, vom Vater her elsässischer Abkunft, begleitet mich auf einige Monate, um mir in der Arbeit der ersten schweren Zeit behilflich zu sein.

Herrlicher Nordostwind ist auf der Fahrt nach Süden hinter uns her. In der Kabine ist es grimmig kalt, als wären wir als Gefrierfleisch nach Afrika verfrachtet worden. Die Dampfheizung ist unbrauchbar. Das Schiff wurde nämlich im Kriege gebaut. Zu den Röhren der Dampfheizung, die aus Kupfer sein sollten, mußte man deshalb Eisen nehmen. Nun sind sie durchgerostet, so daß die Heizung nicht benutzt werden kann. Unser Trost ist, daß von den kommenden Tagen jeder folgende wärmer sein wird, als der vorhergegangene.

Auf der Höhe von Gibraltar verbringe ich einen Abend oben im Raume des Funkentelegraphisten und lausche einem Konzerte in London. Ein modernes Violinkonzert, hinreißend gespielt, vom Orchester und den rauschenden Wellen des Meeres begleitet, ist in wundervoller Deutlichkeit zu

hören. Nachdem der Applaus sich gelegt, hört man, wie eine Dame sich von der andern verabschiedet. Am folgenden Abend versuchen wir vergebens, nochmals ein Konzert zu hören. Nur verworrenes Getön ist noch zu vernehmen. Europa liegt endgültig hinter uns.

Nach sechs Tagen fahren wir, in der Nacht, an Las Palmas vorbei. Tags darauf, auf der Höhe von Cap Blanca, holen wir schon die Tropenkleider und Tropenhelme heraus. Am 1. März, morgens, sind wir in Dakar, wo wir für zwei Tage Ladung zu löschen haben. Hier erfahren wir, daß ein großer Dampfer, der eine Woche vor uns Bordeaux verlassen hat, noch nicht angekommen ist und als verloren gelten muß.

Mit einer Dame, die zu ihrem Manne nach Kamerun reist, sind wir die einzigen Passagiere an Bord. Absichtlich habe ich einen Frachtdampfer gewählt, der in gar manchen Häfen und Häfchen anhält. Ich möchte die Westküste Afrikas etwas gründlicher kennenlernen. Auch hoffe ich auf dem Frachtdampfer besser ausruhen und arbeiten zu können als auf dem Postdampfer, wo man immer durch die Passagiere in Anspruch genommen wird.

Das schöne Wetter bleibt uns fernerhin treu. Jetzt, wo wir die Hitze in der Kabine fürchten, können wir gar nicht mehr verstehen, daß wir vor wenigen Tagen noch darin froren. Als echter Holländer hat der Obersteward aus Zwiebeln in Wassergläsern Hyazinthen gezogen. Aber wie fremd und armselig nehmen sie sich unter der Tropensonne aus, die durch die Luken des Eßzimmers hereinscheint!

Nach Dakar hat unser Schiff folgende Häfen anzulaufen: Conakry, Freetown, Sassandra, Grand Lahou, Grand Bassam, Secondee, Accra, Lome, Cotonou, Fernando Po, Duala. Wir genießen es, mit dem Kapitän und den Offizieren stän-

dig auf der Kommandobrücke sein zu dürfen und einen Einblick in die Schiffahrtskunde zu gewinnen. Oft sind wir bis tief in die Nacht hinein oben und treiben mit dem Kapitän Astronomie. Die in ihrem herrlichsten Glanze strahlende Venus, die wir bisher vor uns hatten, geht jetzt in unserm Rücken, im Norden, auf. Sie wirft einen Lichtschimmer auf das Wasser wie ein kleiner Mond. Während der Nordpolarstern noch sichtbar bleibt, geht schon das Kreuz des Südens auf.

Auf schwankendem Schiff in stiller Nacht nur die gewölbte Wasserfläche und die Sterne zu sehen, ist etwas Wunderbares. Wie wird man da von der Wirklichkeit gepackt, daß wir auf einer kleinen Kugel inmitten unzähliger Welten dahintreiben! Wie gewaltig rauschen da die Fragen nach dem Woher und Wohin der Welt und unseres Daseins auf! Wie nichtig erscheint da das Trachten der Völker und der Ehrgeiz der Menschen! Und mit Zaubertönen klingt mir in diese stillen Stunden zwischen Himmel und Wasser die Passionszeit hinein.

Auf der Höhe von Conakry haben wir herrliches Meeresleuchten. Eines Abends schauen wir drei mächtigen Delphinen zu, die mit dem Schiffe um die Wette schwimmen und sich dabei vorn am Bug als flammende Ungetüme in flammenden Wassern herumwerfen, bis sie, nach einer halben Stunde, nicht mehr mitmachen können.

Freetown, die Hauptstadt von Sierra Leone, wo wir am 7. März ankommen, ist einer der belebtesten Plätze der Westküste Afrikas. Nie habe ich bisher in einem afrikanischen Orte so saubere Straßen und so sauber gekleidete Neger gesehen.

Hier in Freetown nehmen wir fünfzig Krooleute an Bord. Krooleute nennt man in Trupps organisierte Schwarze, die

sich von den Schiffen anwerben lassen, um das Ausladen und Einladen auf der Fahrt die afrikanische Küste entlang zu besorgen. Bei der Rückfahrt werden sie im Hafen, wo sie an Bord gekommen sind, wieder an Land gesetzt.

Kaum sind unsere fünfzig Mann an Tauen von den Barkassen, die sie gebracht haben, an Bord geklettert, so beginnen sie auf dem Vorderdeck, das ihnen nun gehört, ein mächtiges Zelt aufzubauen und eine Küche einzurichten. Alles was dazu nötig ist, haben sie mitgebracht. In einer Stunde sind sie damit fertig. Die Ordnung ist vorzüglich. Jeder weiß, wo er anzupacken hat. Einer der Ihren ist als ihr Hauptmann über ihnen. Diesem übermitteln die Schiffsoffiziere ihre Befehle. Direkte Anweisungen nehmen die Leute nicht entgegen.

Die Formalitäten mit der Hafenpolizei der Krooleute wegen nehmen Stunden in Anspruch. Die Papiere eines jeden einzelnen werden untersucht; eine genaue Liste wird aufgestellt. Der Freetowner Vertreter der holländischen Schiffahrtsgesellschaft haftet dafür, daß alle fünfzig wieder zurückgebracht werden und daß ja kein anderer, minderwertiger Neger an Stelle eines Freetowner Kroomannes untergeschoben wird. Alle afrikanischen Kolonien wachen mit Strenge darüber, daß ihre Eingeborenen, das kostbare Arbeitermaterial, nicht auswandern können. Die Formalitäten zur Ausfuhr eines Negers aus Afrika werden nur von denen übertroffen, die zur Einfuhr eines Hundes in England erforderlich sind.

Von Freetown ab erfordert die Fahrt längs der Küste sehr viel Vorsicht, der vielen sich ins Meer hinausschiebenden Untiefen wegen. Gleich bei Cap Sierra Leone ist ein vor Jahren auf einer solchen Felsplatte gestrandeter Dampfer zu sehen. Fast ein Dutzend solcher Wracks zeigen sich in den

nächsten Tagen. Um Fahrt zu sparen, wagt es unser Kapitän, sich so nahe an der Küste zu halten, daß wir sie nie aus dem Gesicht verlieren. Er hat den Weg schon öfters gemacht. Darum darf er es sogar unternehmen, nachts in Häfen einzulaufen, die nur durch ein einziges Licht kenntlich sind.

Am Tage nachdem wir Freetown verlassen haben, werden die Krooleute versammelt und jeder bekommt einen Hammer in die Hand. Ahnungslos sehe ich mir diesen Appell an. Nach einer Viertelstunde beginnen fünfzig Hämmer auf den Eisenteilen des Decks herumzuhämmern und hören damit erst am Abend auf. Am andern Morgen weckt mich dasselbe Konzert aus dem Schlaf und hält wieder den ganzen Tag an. Am dritten Tage ebenso. Etwas beklommen frage ich den ersten Offizier, wann man mit dieser Arbeit wohl fertig sein wird. Lachend antwortet er, daß die „Schiffskapelle" auf der ganzen Fahrt so weiter spielen wird. Um die Krooleute zu beschäftigen — jeder bekommt zwei Schilling im Tag —, benutzt man die Gelegenheit der Afrikafahrt mit der herrlichen Sonne und den vielen regenlosen Tagen, um alle erreichbaren Eisenteile des Schiffes neu zu streichen. Dazu muß aber erst die alte Farbe abgeschlagen werden, was eine langwierige Arbeit ist.

Nun ist das Idyll der Fahrt auf dem Frachtdampfer zu Ende. Man weiß nicht mehr, wohin sich vor dem Gehämmer retten. Am Abend kann man es vor Kopfschmerz nicht mehr aushalten. Nach einigen qualvollen Tagen entdecke ich ein Plätzchen hinten auf der Schraube, das ich mir mit Brettern und altem Segeltuch überdecke, zum Schutze gegen die Sonne. Hier ist es einigermaßen erträglich.

Montag, den 10. März, um die Mittagszeit fahren wir an Cap Palmas vorbei. Deutlich sehen wir die Palmen auf den Höhen, welche ihm den Namen geben. Nördlich vom

Leuchtturm liegt ein großes Schiff, das der Wirbelsturm auf den Strand gesetzt und dabei so umgelegt hat, daß der Kiel gen Himmel schaut.

Von Cap Palmas ab geht die Fahrt nicht mehr nach Süden, sondern nach Osten, in den Golf von Guinea hinein, zu den Ländern, um die der Niger seinen gewaltigen Bogen schlägt.

Im Boot, das uns durch die Brandung des kleinen Hafens von Sassandra, an der Elfenbeinküste, ans Land trägt, sagt der Hauptmann der Ruderer zu Noël, der in kurzen Hosen mitfährt: „Du bist aber noch zu klein, um mit nach Afrika zu kommen!" Um seine Würde zu retten, werfe ich ein: „Ja, aber er ist schlau und tüchtig", was ein beifälliges „Ah!" auslöst. Vor den Krooleuten auf dem Schiff brauche ich für Noëls Würde nicht einzutreten. Sie sind Zeugen, wie er mir morgens und abends in einer Ecke des Decks englischen Unterricht gibt, und staunen, „daß der Junge der Meister des Alten ist".

Die Fahrt durch die Brandung hat ihren großen Reiz. In die Nähe der ersten brechenden Woge gelangt, schlagen die Neger in beschleunigtem Takt das Wasser mit ihren kurzen Paddeln. Der Rudergesang wird zu wildem Geschrei. Die Kunst besteht darin, das Boot in der Richtung senkrecht zur Welle zu halten und es möglichst schnell voran zu bringen. Nun geht es hinunter, hinauf, nochmals hinunter, nochmals hinauf, so drei- oder viermal hintereinander. Dann hat das Meer, wenn alles gut verlief, das Boot ans Land gespieen und überschüttet es mit dem schaumigen Wasser der letzten sich brechenden Welle.

Damit es von dieser, bei ihrem Zurückfluten, nicht wieder mit zurückgenommen wird, springen die Ruderer ins Wasser und halten es fest. Und damit der weiße Fahrgast

nicht etwa aus dem Boot herausgeschwemmt wird, wird er von mehreren Fäusten gepackt, wo man ihn gerade fassen kann, und im nächsten Augenblick, wenn er nicht von selbst springt, auf den Sand hinaufgeworfen.

So schön läuft es aber nicht immer ab. Es gibt Brandungen, die selbst bei ruhigem Meer so stark sind, daß ein Boot, auch wenn es schön senkrecht zur Welle gehalten wird, dennoch kentert, indem es sich unter der Wucht der in sich zusammenbrechenden Welle von hinten nach vorn überschlägt, wie ein Pferd beim Hindernisrennen. Bei etwas Wind liegt ein Schiff auf einer solchen Reede tagelang, ohne auch nur eine Tonne löschen zu können.

In Grand Lahou — ebenfalls an der Elfenbeinküste — verzichtete ich der starken Brandung wegen auf die Fahrt an Land.

Manchmal ist ein Boot, das einen weißen Fahrgast an Bord hat, in der Brandung besonders gefährdet. Da ein beim Kentern geretteter Weißer anstandshalber ein schönes Geschenk machen muß, wird eine Gelegenheit zur „Rettung" geschaffen. Man läßt das Boot auf die letzte oder vorletzte Welle etwas schräg auflaufen, und schon ist das Unglück geschehen, mit dem die Ruderer so vertraut sind, daß es ihnen nichts anhaben kann. Und ehe das Unglück geschehen ist, ist der Weiße auch schon von zwanzig Fäusten gepackt und wird durchs Wasser ans Land geschleift, wo dann die Dankbarkeitsszene und das Dankbarkeitsopfer vor sich gehen. Daß bei diesem auf Geschenk berechneten Kentern die Ladung des Bootes verloren geht, macht den Ruderern nichts aus. Unser Kapitän ist auf seinen Afrikafahrten schon dreimal auf diese Weise „gerettet" worden und geht nun in den Häfen, in denen man durch die Brandung fahren muß, überhaupt nicht mehr an Land.

Die Ausladeboote werden von Eingeborenen der betreffenden Häfen gefahren, die mit der in Frage kommenden Brandung gut vertraut sind. Unsere Krooleute besorgen nur das Ausladen der Waren aus dem Schiff in die Boote. Die Kisten und Fässer mit dem Kran richtig in die unten tanzenden Boote zu befördern, erfordert eine große Kunst. Der Mann, der den Kran bedient, muß diesen genau nach dem Signale des Beobachters, der über die Schiffswand gelehnt ist und die Bewegungen des Bootes verfolgt, auf- und niedergehen, anhalten und sich drehen lassen. Sein Auge hängt an der Hand, die die Signale gibt. Eine halbe Sekunde Verfrühung oder Verspätung kann verhängnisvoll werden. Wer einige Stunden diesem Geschäft zugesehen hat, hat so viel Aufregung genossen, daß er sich sein ganzes Leben lang keine Wettrennen und Wettspiele mehr anzusehen braucht. Auch hat er Gelegenheit, sich von der natürlichen Schlechtigkeit des menschlichen Herzens zu überzeugen. Wenn nämlich die Kisten oder die Fässer im letzten Augenblick noch gerade richtig ins Boot niederkommen, statt ins Meer zu tauchen, empfindet man etwas wie Enttäuschung.

Die Boote haben gewöhnlich zehn Ruderer und einen Steuermann, der das große Schlagruder hinten handhabt. Sie laden nur wenige Kisten oder Fässer. Je schwerer das Boot ist, um so gefährdeter ist es in der Brandung, weil es sich dann dem Auf und Nieder der Wellen nicht mehr behend genug anschmiegen kann. Für jede Fahrt bekommt die Mannschaft eines Ausladebootes etwa zehn Schilling. Oft muß das Schiff so weit vom Strand entfernt ankern, daß sie nur drei oder vier Fahrten im Tag machen kann. Dies ist dann ein teures Ausladen. Auch für das Schiff ist die Fracht nach diesen afrikanischen Häfen, obwohl sie relativ hoch ist, nicht günstig. Unter Umständen kann es auch bei ruhigem

Wetter einen Tag liegen müssen, um nur zwanzig Tonnen auszuladen. Oder es kommen in einem solchen Hafen zufällig mehrere Schiffe zusammen. Dann reicht die Zahl der Ausladeboote nicht und es gibt Wartetage für die zuletzt gekommenen.

Zu diesen unvermeidlichen Verlusten gesellen sich noch die, die auf Kosten eines nachlässigen oder unrationellen Betriebes kommen. In Sassandra stehe ich dabei, wie die Ruderer Kisten mit Zucker und Säcke mit Reis in ein Boot laden, das von der Rückkehr durch die Brandung her noch halb mit Seewasser gefüllt ist. „Schöpft doch das Boot zuerst aus", sage ich dem Führer. „Wozu sind denn die Versicherungsgesellschaften für beschädigte Fracht da?" antwortet er.

In einem Hafen, ich weiß nicht mehr in welchem, gilt die Bestimmung, daß von halb zwölf an bis zwei Uhr nachmittags und von fünf Uhr abends ab nicht mehr gelöscht werden darf. Um elf ein viertel sehe ich zwei Ausladeboote vom Lande ans Schiff herankommen, wozu sie mehr als eine Stunde brauchten. Im Augenblick, wo sie beladen werden sollen, klatschen die Ruderer in die Hände zum Zeichen, daß es halb zwölf ist, und fahren den Weg leer zurück, obwohl sie in zehn Minuten — das Meer ist ganz ruhig — ihre Ladung gehabt hätten. Um zwei Uhr stoßen sie dann wieder vom Land ab und sind um halb vier wieder längs des Schiffes. Früher ruhten und speisten die Rudermannschaften, wenn sie in der Mitte des Tages gerade von einer Fahrt zurückkehrten, und lösten sich so in der Arbeit ab. Heute ist hier wie sonstwo alles derart geregelt, daß das Zweckmäßige möglichst erschwert ist und möglichst viel Zeit verlorengeht, ohne daß eigentlich jemand etwas davon hat. Wie viele Stunden tanzt unser Schiff auf diesen Reeden an seiner Ankerkette herum, auf Ausladeboote wartend!

Und welche Verzögerungen in der Abwicklung der Ankunfts- und Abfahrtsformalitäten! Einmal warten wir, um den Hafen verlassen zu können, einen ganzen Nachmittag auf die Ausstellung des Gesundheitsscheines unseres Schiffes durch den Hafenarzt. Mit dem Kapitän rechne ich aus, daß wir mit diesem unzweckmäßigen Betriebe und mit den Verzögerungen in der Abwicklung der Ankunfts- und Abfahrtsformalitäten auf der Hinfahrt zum mindesten vier Tage verlieren. Setzt man für die Rückfahrt dieselbe Zahl an, so macht dies acht Tage auf die Gesamtfahrt. Die Kosten des Schiffes mit seiner Besatzung von sechsunddreißig Mann sind im Tage auf hundertundfünfzig englische Pfund zu veranschlagen. Um zwölfhundert englische Pfund könnte die Fracht des Schiffes niedriger gehalten werden, und um so viel billiger könnten die Leute in Afrika die Waren haben, wenn ohne irgendwelche Belastung der Ausladem annschaften und der Beamten zweckmäßig statt unzweckmäßig gearbeitet würde.

Der Hafen von Sekondee, an der Goldküste, ist wegen einiger Pestfälle im Innern als verseucht erklärt. Vom Lande darf niemand an Bord kommen und von Bord niemand an Land gehen. Das Ausladen ist gestattet, aber die Hafenpolizei wacht, daß nur Kisten und Fässer zwischen dem Schiff und den Ausladebooten verkehren.

Trotz der schlechten Beschaffenheit der Häfen war im Golf von Guinea, das heißt an der Pfeffer-, Elfenbein-, Gold- und Sklavenküste, von jeher reger Handel. Diese Häfen liegen nämlich an der Einfahrt großer Lagunen, die das Meer mit weiten Gebieten des Innenlandes und mit Flüssen, die von der Wasserscheide des Niger herunterkommen, in Verbindung bringen. Übrigens wurden die früheren Segelschiffe nicht in der Art von der Ungunst der Häfen betrof-

fen, wie die großen modernen Dampfer. Ihr geringer Tiefgang erlaubte ihnen, in die Lagunen hineinzufahren, wo sie dann ihren Rum und ihr Schießpulver gegen Sklaven eintauschten. Freilich waren sie in den Lagunen den Überfällen der Eingeborenen ausgesetzt, denen sie mit ihrem Rum Lust und Mut zum Rauben gemacht hatten. In der Lagune von Sassandra ist so noch im neunzehnten Jahrhundert die ganze Mannschaft eines Segelschiffes, mit Ausnahme des Schiffsjungen, der entrann, niedergemacht worden.

Auf der Fahrt längs der Küste von Guinea gewinne ich, als Gast der Kommandobrücke, Einblick in die Rätsel des in diesen Gewässern entspringenden Golfstroms. Bekanntlich fließt der Golfstrom nicht in einer einheitlichen Strömung westwärts aus dem Golf von Guinea heraus und dann dem Norden zu, sondern es gehen Strömungen und Gegenströmungen nebeneinander einher. Schon auf der Höhe der Küste von Liberia beginnt dieses merkwürdige Spiel, das die Schiffskarten, trotz aller darauf verwandten Untersuchungen, nur ganz unvollkommen wiederzugeben vermögen. Nie weiß man genau, ob das Schiff in der Strömung oder in der Gegenströmung ist. In vierundzwanzig Stunden, je nach dem Kurs, den es nimmt, kann es mehrmals aus der Strömung in die Gegenströmung und aus der Gegenströmung in die Strömung gelangen. Strömungen und Gegenströmungen weisen Schnelligkeiten von drei bis zehn Kilometern in der Stunde auf. Je nachdem es mit oder gegen die in Fluß befindlichen Wasser fährt, kann das Schiff in vierundzwanzig Stunden also an die hundert Kilometer Weg gewinnen oder einbüßen, was sich dann am nächsten Tage bei der Bestimmung seines Standortes aus der Mittagshöhe der Sonne als angenehme oder unangenehme Überraschung herausstellt.

Auf der Reede von Grand Bassam, an der Elfenbeinküste, nehme ich die Gelegenheit wahr, die Schnelligkeit der Strömung ungefähr zu berechnen. Bei Windstille, wo sich unser vor Anker liegendes Schiff also in der Richtung des Stromes einstellt, werfe ich vom Bug aus mehrmals Stücke Holz, die ich mir vom Schiffszimmermann erbettelte, ins Wasser und berechne, wie lange sie brauchen, um zum andern Ende des Schiffs zu gelangen. Das Schiff ist hundertundsechs Meter lang. Diesen Weg legen die Hölzer in fünf Minuten und achtundvierzig Sekunden zurück. Die Strömung geht der Küste entlang in der Richtung von Westen nach Osten und ist also eine Gegenströmung zum Golfstrom. Trotz der Hemmung des nur zweihundert Meter entfernten Strandes bewegt sich das Wasser hier mit einer Schnelligkeit von etwa einem Kilometer in der Stunde der Küste entlang!

Obwohl wir in Sekondee keine Berührung mit dem Land hatten und unterdessen in Akkra, an der Goldküste, und in Lome, im Togoland, ohne Quarantäne zugelassen wurden, werden wir in Cotonou, dem Hafen von Dahomey, in Quarantäne erklärt. In strengster Abgeschlossenheit müssen wir unsere Ladung löschen, was nicht zur Beschleunigung des Geschäfts beiträgt. Einige an der Goldküste an Bord gekommene farbige Zwischendeckpassagiere, die nach Cotonou wollen, dürfen nun nicht landen und müssen bis Fernando Po mit, obwohl sie mittellos sind und nicht wissen, wie von dort wieder hierher zurückkommen. Sie tun mir leid und ich reiße mich von meinem Buche los, um ihnen meine Anteilnahme zu bezeigen. Dabei werfe ich einen Blick in das Buch, das einer dieser Negerpassagiere vor sich hat. Er liest Indianergeschichten auf englisch. Ich selbst halte einen zerlesenen Band altvertrauter Indianergeschichten in der Hand,

von dem sich ein Knabe aus der Umgebung Straßburgs trennte, um ihn mir als Geschenk mit nach Afrika zu geben. Nachdem sich der Negerpassagier etwas mit seinem Schicksal abgefunden hat, sitzen wir einträchtiglich nebeneinander und lesen unter afrikanischer Sonne Indianergeschichten.

In der Nacht, da wir vor Cotonou liegen, als eben der 22. März angebrochen ist, benutzt die nach Kamerun fahrende Dame die Gelegenheit, daß ein Arzt an Bord ist, um ein erst für Duala erwartetes Kind das Licht der Welt erblicken zu lassen. Da außer ihr kein weibliches Wesen auf dem Schiffe ist, fällt mir die Pflege der Mutter und des Kindes zu, womit meine Tage in der Folge reichlich ausgefüllt sind. Ich lerne nun die Hitze einer Schiffsküche in den Tropen kennen; denn achtmal im Tage stehe ich drin, um die Saugflasche zu bereiten. Und da das Kind — es ist ein Knabe — sich noch nicht recht in die Verhältnisse hineingefunden hat, schläft es unter Tags und schreit die Nacht hindurch. Da muß es dann stundenlang in dem heißen Speiseraum, wo seine aus einer Kiste gezimmerte Wiege steht, herumgetragen werden. Dazu wird Noël auch mit herangezogen. Er muß sich damit befreunden, auch als Nurse mit nach Afrika gekommen zu sein.

Mittwoch, den 26. März, sind wir im kleinen Hafen von Santa Isabella auf Fernando Po. Fernando Po ist eine der Kamerunbucht vorgelagerte, Spanien gehörende, vulkanische Insel von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Besonders gut gedeiht darauf der Kakao, obwohl ja der beste Kakao nicht aus Afrika, sondern aus Guatemala kommt. Aber die große Schwierigkeit auf Fernando Po ist die, Arbeiter zum Kakaobau zu finden. Eingesessene farbige Bevölkerung ist sozusagen keine mehr vorhanden. Sie ist durch die früher geübte grausame Zwangsarbeit aufgerieben

worden. Fernando Po, ein wahres Paradies, ist also auf zuziehende Arbeiter angewiesen. Aber keine afrikanische Kolonie erlaubt ihren Schwarzen, auszuwandern. Der gegenwärtige Gouverneur hat es nun fertig gebracht, mit der Negerrepublik Liberia einen Vertrag abzuschließen, demzufolge jedes Jahr so und so viele Liberianeger auf eine bestimmte Zeit als Arbeiter nach Fernando Po gehen dürfen. Daraufhin gilt er, obwohl die von Liberia zugestandenen Arbeiter bei weitem nicht ausreichen, als Retter der Insel und hat sein Standbild in Bronze vor seinem Palast errichtet bekommen. Nichts beleuchtet die afrikanische Arbeiterfrage so grell als dieses in der Sonne funkelnde Denkmal auf Fernando Po. Weil die Arbeiter schwer zu haben sind, müssen sie sehr teuer bezahlt und sehr nachsichtig behandelt werden. Sie leisten sehr wenig. Darum steht der Kakao, den die so fruchtbare Insel hervorbringt, weit über dem Weltmarktpreis. Er könnte also überhaupt nicht abgesetzt werden, wenn Spanien nicht allen Kakao, der nicht aus seinen Kolonien stammt, mit hohen Zöllen belegt hätte. So wandert aller Kakao von Fernando Po nach Spanien. Der Spanier trinkt viel teureren Kakao als die anderen Europäer, um den Kakaobau auf einer der fruchtbarsten Inseln der Welt künstlich aufrechtzuerhalten.

In dunkler Nacht manövriert der Kapitän den Dampfer in virtuoser Weise aus der kleinen Bucht heraus, und am 27. März gegen Mittag sind wir in Duala. Da der Paß unserer Kindbetterin nicht alle Stempel aufweist, die er tragen sollte, muß sie bis auf weiteres an Bord bleiben, und mit ihr Noël und ich, da sie sonst niemand zur Pflege hätte. Nach zwei Tagen gelingt es, die Erlaubnis zu erwirken, sie vorerst als krank auszuschiffen. Mein letzter Dienst ist, daß ich sie, von Krooleuten als starker Mann an-

gestaunt, das schwankende Fallreep hinunter in die Barkasse trage. Dann eilen wir als freie Menschen an Land.

* * *

Im Hause der evangelischen Missionare, deren Gäste wir sind, kampieren fünf Missionarspaare aus dem Innern, mit insgesamt zwölf kleinen Kindern. Sie warten auf den Dampfer, der sie auf Urlaub nach Europa und Amerika bringen soll. Wie genießen wir es, nachträgliches Säuglingsgeschrei anzuhören, das uns nichts angeht!

Ich verweile etwas in Kamerun, weil ich eine verwaiste Station der Basler Mission, Nyasoso, in dem zurzeit von den Engländern verwalteten Teile Kameruns besuchen möchte. Kenner der Gegend und der Verhältnisse haben mir diesen Ort vorgeschlagen für den Fall, daß ich einmal ein zweites Spital neben dem in Lambarene gründen könnte. Also will ich mir Nyasoso ansehen. Von den Missionaren Dualas freundlichst geführt, machen wir die nötigen Einkäufe für die Reise und packen unsere Sachen in zehn Trägerlasten zusammen. Am Mittwoch, den 2. April, geht es auf der Kameruner Nordbahn nach der etwas über hundert Kilometer von Duala entfernten Station Lum, von der wir am andern Tag nach Nyasoso aufbrechen. Der eingeborene Pfarrer Kuo aus Duala, an den ich durch einen Basler Missionar empfohlen bin, hat die Freundlichkeit, die ganze Reise mit uns zu machen, um uns als Führer und Dolmetscher auszuhelfen. Die Reise, für die ich etwa drei Wochen vorgesehen hatte, muß bedeutend schneller abgemacht werden, weil die Kameruner Regenzeit unterdessen — um einen Monat zu früh — eingesetzt hat und weil die täglichen Ko-

sten einer Reise mit Trägern in Kamerun bedeutend höher sind, als ich es mir vorgestellt hatte. Auch traf mich in Duala Nachricht, daß Kranke in Lambarene auf mich warten.

In Lum finden wir die zum voraus bestellten Träger vor. Sie schaffen unsere Sachen bis N'Gab, ungefähr halbwegs. Dort ruft der schwarze Lehrer um unseretwillen die Leute des Dorfes mit dem Tamtam zusammen. Unter ihnen finden wir, nach einigem Verhandeln, die Träger für den zweiten Teil der Tagereise. Noël tritt sein Amt als Leiter der Karawane an. Er hat die Lasten zu verteilen, die Leute in Gang zu bringen, zu wachen, daß keiner zurückbleibt oder etwas von seiner Last abwirft, das Abkochen und das Aufschlagen der Feldbetten zu leiten und — was das Schwerste ist — im Morgengrauen das Zusammenpacken der Dinge so zu besorgen, daß nichts vergessen wird. Dabei entdeckt er gleich am ersten Tage, daß man auch als ausgelernter europäischer „Pfadfinder" in Afrika noch dazulernen muß. Ich aber überlasse ihn seinem Schicksal und ziehe mit Pfarrer Kuo voraus, um mich in den Dörfern mit den Häuptlingen, den Evangelisten und den Lehrern zu besprechen. Unterwegs begegnen wir dem Häuptling von Nyasoso. Er besichtigt die fahrbare Straße, die er von Lum nach Nyasoso anlegt, um dereinst im Automobil darauf verkehren zu können. Ich meine, daß die Kameruner Regen seiner Straße vorerst noch einiges zu raten aufgeben werden. Uns aber kommt das vollendete Drittel der Straße für unsern Eilmarsch nach Nyasoso sehr zu statten. Schon im Laufe des Nachmittags sind wir dort.

Nyasoso liegt achthundert Meter hoch auf einer Flanke des zweitausend Meter hohen Kupeberges. Der Kupeberg ist, wie der Kamerunberg, vulkanischer Art. Mit diesem liegt er

auf der großen vulkanischen Linie, die sich von Fernando Po nach dem Innern Afrikas zieht. Der Boden von Nyasoso ist fast so fruchtbar wie der der spanischen Insel. Lebensmittel für das Spital wären hier mit Leichtigkeit zu haben. Sogar Kühe finden sich hier. Welcher Unterschied gegen Lambarene!

Der ehemalige Missionsgarten ist wieder zur Wildnis geworden. Nur die Orangen- und Zitronenbäume haben sich erhalten. Reich mit Früchten behangen überragen sie das Gebüsch. Mit der Axt bahne ich mir einen Weg zum Grabe einer Missionarsfrau, die hier ruht.

Das große, auf zwei Familien berechnete Haus der Mission ist trotz der zehnjährigen Verwahrlosung noch ziemlich gut im Stand. Die Basler haben solid gebaut. Aber es würde doch ziemlich viel Arbeit und Geld kosten, es wieder bewohnbar zu machen. Eingeborene Handwerker zu diesem Beginnen würden sich finden. Wo die Basler Mission gewirkt hat, sind immer tüchtige schwarze Handwerker im Lande. In allen englischen Kolonien Westafrikas klagen die Kaufleute darüber, daß, seitdem die Basler Mission vertrieben ist, kein Nachwuchs an eingeborenen Handwerkern mehr da ist. Darum ist eine starke Bewegung im Gange, ihr die Türen, die man ihr in so kurzsichtiger Weise verschloß, wieder zu öffnen.

Am Abend kommen die Leute des Dorfes. Ich muß ihnen, so viel ich davon weiß, von dem Ergehen ihrer vertriebenen Missionare erzählen. Der Chor singt vierstimmige Lieder. Ich staune, was sich diese Gemeinde, die seit zehn Jahren ohne Hirten ist, aus eigener Energie an christlichem Leben bewahrt hat.

Die Frage einer eventuellen Spitalgründung wird gründlich durchgesprochen. Die Leute erklären sich bereit, mir

in allem zu helfen. Wenn mir von der Basler Mission und der englischen Regierung ein Teil der verlassenen Missionsgebäude für mein Spital zur Verfügung gestellt wird, wollen sie mir mit Baumaterial und Handwerkern bei der Reparatur zur Hand sein. In einem Punkte bleibe ich trotz ihres Zuredens bedenklich. Ich frage mich, ob das hochliegende Nyasoso für die Kranken der Umgegend nicht zu schwer zu erreichen ist. Anderseits ist es wiederum der zentralste Punkt in diesem Bergland.

Nachdem die Leute sich verlaufen haben, lauschen Noël und ich noch dem Rauschen des Laufbrunnens im Hofe und gedenken ergriffen der christlichen Kulturpioniere, die hier oben so Dauerndes geschaffen haben und nun irgendwo heimatlos und gebrochenen Herzens leben.

Von Nyasoso will ich nach Buea, um mit dem englischen Residenten über eine eventuelle spätere Spitalgründung in Nyasoso Rücksprache zu nehmen. Mein ursprünglicher Plan war, einige Tage in der Umgegend von Nyasoso herumzustreifen, um mich über seine Lage und die für das Spital in Frage kommenden Verkehrsmöglichkeiten zu orientieren, dann, in vier oder fünf Tagereisen, in das Tal des Mungoflusses bis zur Missionsstation Bombe hinunterzusteigen, um von dort mit dem Boote den Ort M'Pondo zu erreichen, von wo der Weg nach Buea hinauf abgeht. Jetzt aber, wo es gilt, möglichst schnell und billig zu reisen, entschließe ich mich, wieder die Bahn zu benutzen, um nach Bombe zu gelangen. Obwohl ich einen Umweg mache, spare ich vier Tagereisen und viel Geld.

Also zurück nach Lum! Der Weg wird in strömendem Regen zurückgelegt. Am andern Tag fahren wir mit der Bahn wieder siebenzig Kilometer rückwärts bis Mujuka, wo wir um drei Uhr anlangen. Etwas Hohes von der Regierung

fährt in einem angehängten Salonwagen mit. Ich selber mache einen großen Teil der Fahrt in dem vollgepferchten Negerstehwagen, um meinen Boy, einen verschüchterten Menschen, gegen die Mißhandlungen eines schwarzen Eisenbahnschaffners zu schützen, dessen Mißfallen er sich auf unerklärliche Weise zugezogen hatte.

In Mujuka läßt sich ein vierstimmiger Chor auf dem Bahnsteig vernehmen. Ich nehme an, daß dies dem Salonwagen gilt, vor dem sich eine ehrfürchtige Menge hinter dem Spalier der Negersoldaten staut, und überwache mit Noël das Ausladen des Gepäcks. Bei der letzten Bahnfahrt wäre beinahe der Kochtopf im Zuge zurückgeblieben. Aber da ein Lied auf das andere folgt und noch immer keine Nationalhymne zum Himmel steigt und die Kinder im Chor keine Fahnen, sondern Palmen tragen, werde ich stutzig. Und richtig: der schöne Gesang gilt uns. Die Christen von Mujuka holen uns ab. Mit Liedern geht es von der Station ins Dorf. Wieder werde ich mit Fragen nach den vertriebenen Missionaren bestürmt; wieder staune ich über das, was die lange Jahre sich selbst überlassenen eingeborenen Evangelisten und Lehrer an christlichem Leben aufrecht erhalten haben.

Schulknaben tragen unsere Lasten eine Stunde weit bis zum nächsten Dorfe; dort nehmen die Schulkinder dieses Dorfes sie auf und bringen sie durch dichten Wald zwei Stunden weit bis an den Mungofluß. Im Dunkel setzen wir über das Wasser und sind in Bombe. Noch einmal nächtigen wir auf einer verlassenen Missionsstation. Die Häuser weisen zahlreiche Geschoßspuren des Gefechts auf, das dort stattfand. Mobiliar ist in diesen Missionshäusern keines mehr zu finden, wie auch in Nyasoso nicht.

Am andern Tage — es ist Sonntag — unternehme ich in

der Frühe wieder die wehmutsvolle Wanderung durch einen verwilderten Missionsgarten und rede einige Worte im Gottesdienst. Dann geht es im Boot den Mungo abwärts, nach M'Pondo, etwa sechzig Kilometer weit. Die Ruderer rudern wie ein Damenpensionat auf einem Parkteich. Manchmal halten sie eine Viertelstunde an, um sich Geschichten zu erzählen. Statt um zwölf Uhr sind wir erst um drei Uhr in M'Pondo. Von da bis nach Ekome, wo wir die Nacht verbringen sollen, sind noch mindestens vier Stunden Weges. Kaum hält das Boot an dem einsamen Landungsplatz, da taucht aus dem Riedgras ein Schwarzer mit Khakihosen und einer Militärmütze auf und stellt sich als Zollbeamter der in der Errichtung befindlichen Zollkette zwischen dem englischen und dem französischen Völkerbunds-Kamerun vor. Etliche andere sind auch alsbald zur Stelle. In glühender Sonne verbringen wir anderthalb Stunden, um von den Zöllnern freizukommen und die nötigen Träger aus dem zwanzig Minuten entfernten Dorf zusammenzubringen. Zwei Stunden unserer Wanderung werden wir nun in der Nacht machen müssen. Ich verspreche hohe Geschenke, wenn wir bis acht Uhr ankommen. Nun geht es die erste der vielen Terrassen des Kamerunberges hinauf, bald durch Kakaopflanzungen, bald durch Wald. Funkelnde Sterne lösen die Sonne ab. Schweigend gehen wir hintereinander her. Es wird eine weihevolle Wanderung in der Stille der Nacht des Passionssonntages. So werden sie hintereinander hergegangen sein, gen Jerusalem hinauf....

Um halb neun sind wir angelangt. Freunde, die Pfarrer Kuo in Ekome hat, sorgen dafür, daß unsere wackeren Träger gut zu essen haben und gut untergebracht werden.

Im Rasthaus genießt Noël mit mir die Freuden des afrikanischen Pfadfindertums und wird in die Kunst einge-

weiht, wie man im Dunkel, zwischen zehn und Mitternacht, auspackt, Betten aufschlägt, sich Holz verschafft, Holz klein macht, sich überhungert mit nassem Holz ein Essen kocht und sich nicht über den Boy ärgert, der im Rauch herumstolpert, alles am letzten Ende anfaßt und aus Angst vor Dieben und Mördern sich nicht allein in den Nebenraum und in den Hof getraut.

Am andern Morgen geht es mit frischen Trägern durch die großartig angelegten Kakaopflanzungen nach Buea hinauf. Oft gehen unsere Träger von dem gebahnten Wege ab, um auf steilen Pfaden schneller den Berg hinauf zu kommen. Kaum lassen sie uns Zeit, die wundervolle Aussicht auf die Kamerunbai, die sich nach und nach auftut, zu bestaunen. Über den Wolken aus der Ferne grüßen die Berge von Fernando Po.

Buea liegt tausend Meter hoch auf der Südwestflanke des viertausend Meter hohen Kamerunberges. Orangen gedeihen hier nicht mehr. Die meisten Häuser haben Öfen zur Heizung in der kalten Jahreszeit. Fast alle Nahrung muß aus den niederer gelegenen Pflanzungen hinaufgeschafft werden. Die dafür früher angelegten Eingleisbahnen sind nicht mehr in Betrieb. So ist das Leben in dem herrlichen Buea sehr teuer. Für ein Hühnchen bezahlt man zwei bis drei englische Schilling. Während wir dort sind, steigen die Preise noch in besonderem Maße. Die Mannschaft eines in Viktoria ankernden englischen Kriegsschiffes, die zur Erholung oben weilt, kauft alles auf.

Nur eines ist in Buea billig zu haben: die Häuser. Früher wohnten dort oben an die achtzig Europäer; jetzt nur noch etwa ein Dutzend. Die herrlichsten Villen stehen seit Jahren leer, und es ist nicht abzusehen, wann sie wieder bewohnt werden.

Wir sind für zwei Tage Gäste des englischen Residenten, Major Ruxton, der uns mit seiner Gemahlin einen herzlichen Empfang bereitet. Die Fragen eines eventuellen Spitales in Nyasoso werden durchgesprochen, und ich bekomme die Versicherung, daß mir die Regierung, wenn der Plan sich einmal verwirklichen sollte, das größte Entgegenkommen beweisen werde. Zugleich aber erfahre ich, daß die Basler Mission wahrscheinlich die Erlaubnis erhalten wird, ihre Wirksamkeit auf ihren Stationen im englischen Völkerbunds-Kamerun wieder aufzunehmen. Da wird fraglich, ob in den Missionshäusern zu Nyasoso noch Platz für mich sein wird.

Nach zwei Tagen geht es mit von der Regierung gelieferten Trägern den Berg hinunter. In einem Tage legen wir unter brennender Sonne die vierzig Kilometer nach Tiko, am Mündungsdelta des Mungoflusses, zurück. Abends im Rasthaus kommen die Eingeborenen zu mir und bitten mich, ihnen auch einen Arzt zu verschaffen. Sie sind bereit, dafür jährlich eine bedeutende Summe beizusteuern. Am nächsten Tag bringt uns die einmal wöchentlich verkehrende Dampfschaluppe durch ein Gewirr bewaldeter Inseln nach Duala zurück.

Am Palmsonntag höre ich Pfarrer Kuo in einer überfüllten Kirche predigen. Am Montag gehen wir an Bord des Postdampfers „Europe", der mich auf meiner ersten Fahrt nach Afrika brachte. In zwei Tagen sind wir in Cap Lopez, das jetzt Port Gentil heißt. Am Strande werde ich von Eingeborenen erkannt, die sich vor Freude, daß „unser Doktor" wieder da ist, nicht zu fassen vermögen.

II. DIE ERSTEN MONATE IN LAMBARENE

Gründonnerstag nachmittag verlassen wir Cap Lopez an Bord des Flußdampfers „Alembe", auf dem ich auch 1913 meine Fahrt den Ogowe hinauf machte. Wie alt und gebrechlich und schmutzig ist er geworden! Unter den weißen Holzhändlern an Bord treffe ich manchen Bekannten von vordem und werde herzlich willkommen geheißen.

In der Stille des Karfreitags halte ich wieder Einzug zwischen Wasser und Urwald. Da sind wieder dieselben vorsintflutlichen Landschaften, dieselben mit Papyrus bewachsenen Sümpfe, dieselben zerfallenen Dörfer, dieselben zerlumpten Schwarzen. Wie arm ist doch dieses Land verglichen mit der Goldküste und Kamerun ... arm, weil es an kostbaren Wäldern so reich ist! Die Ausbeutung der Wälder geht auf Kosten des Anbaus von Lebensmitteln. Diese müssen eingeführt werden. Wo wir auch halten, immer wieder wird dasselbe ausgeladen: Säcke mit Reis, Kisten mit Schiffszwieback, Kisten mit Stockfisch, und dazu Fässer mit Rotwein.

An der Schiffstafel kommt, nachdem die Holzpreise und die Arbeiterfrage abgehandelt sind, die Rede auf die Gesellschaften der Leopardenmenschen, deren Unwesen in den letzten Jahren allenthalben zunimmt. Sie sind über die ganze Westküste Afrikas verbreitet. Die Missionare von Duala erzählten mir, daß sie in Gegenden kommen, die seit Monaten so unter dem Terror der Leopardenmenschen stehen, daß sich nach Anbruch der Dunkelheit niemand mehr aus der Hütte wagt. Vor zwei Jahren verübte ein Leopardenmensch auch einen Mord auf der Missionsstation Lambarene.

Leopardenmenschen sind Menschen, die von dem Wahne besessen sind, daß sie eigentlich Leoparden seien und als

solche Menschen töten müssen. Bei ihrem Morden suchen sie sich als Leoparden zu benehmen. Sie gehen auf allen vieren; an die Hände und Füße binden sie sich Krallen von Leoparden oder Krallen in Eisen, um Spuren wie Leoparden zu hinterlassen; ihren Opfern verletzen sie die Halsschlagader, wie es der Leopard tut.

Das Merkwürdige und Unheimliche ist, daß die meisten Leopardenmenschen dies ganz unfreiwillig werden. Sie sind von der Gesellschaft der Leopardenmenschen dazu gemacht worden, ohne daß sie es wußten. Aus dem Blut eines gemordeten Menschen hat man in einer menschlichen Hirnschale einen Zaubertrank bereitet. Von diesem bekommt eine zum voraus ersehene Person heimlicherweise etwas unter ihren Trank gemischt. Hat sie getrunken, so wird ihr eröffnet, daß sie von dem Zaubertrank genossen hat und daraufhin zur Genossenschaft gehört. Keiner lehnt sich gegen diese Eröffnung auf. Der Glaube, daß ein Zaubertrank Zauberkraft besitzt, der niemand entrinnen kann, beherrscht sie ja alle. Willenlos gehorchen sie. Zunächst wird ihnen gewöhnlich auferlegt, ihren Bruder oder ihre Schwester irgendwohin zu führen, wo sie dann von den Leopardenmenschen überfallen und getötet werden. Nachher müssen sie selber morden.

Ein Beamter im Innern des Ogowegebietes, der in diesen Monaten Befehl bekommen hatte, dem Unwesen der Leopardenmenschen zu steuern, hatte neunzig Verdächtige gefangen genommen. Aber sie haben nichts verraten, sondern sich miteinander im Gefängnis vergiftet.

Inwieweit die Gesellschaften der Leopardenmenschen eine Bewegung reinen Aberglaubens darstellen und inwieweit sich auf Ausübung von Rache und Plündern gerichtete Ziele nachträglich damit verbunden haben, läßt sich nicht entwir-

ren. Mit anderen geheimen Gesellschaften sind sie eine Erscheinung eines unheimlichen Gärungsprozesses in Afrika. Neu erwachender Aberglaube, primitiver Fanatismus und modernster Bolschewismus gehen heute im schwarzen Erdteil die merkwürdigsten Verbindungen miteinander ein.

Wie wohl tut es nach Gesprächen über solche Dinge, sich auf Deck zu retten und sich in die Natur zu versenken! Langsam schiebt sich das Schiff am dunkeln Ufer den Fluß hinauf. Wasser und Wald sind mit dem milden Scheine des österlichen Vollmondes übergossen. Kaum kann man es fassen, daß unter solchem Lichte so viel Elend und Grauen wohnen soll....

Am Ostersamstag, den 19. April, bei Sonnenaufgang, sind wir in Lambarene. Lange dauert es, bis die Boote der Missionsstation, die in einem Nebenarm des Flusses, eine Stunde von dem Landungsplatz des Dampfers entfernt, liegt, zur Stelle sind. Für unser zahlreiches Gepäck reichen sie nicht aus. Boote von Eingeborenen müssen noch dazu aufgeboten und freiwillige Ruderer gefunden werden. Endlich sind die nötigen Fahrzeuge zur Stelle und kunstgerecht beladen. Die Paddeln schlagen das Wasser. An der Biegung, wo wir in den Nebenarm des Ogowe einfahren, werden die Missionshäuser auf den drei Hügeln sichtbar. Was habe ich alles erlebt, seitdem sie im Herbst 1917 an dieser Stelle meiner Frau und mir aus dem Gesicht entschwanden! Wie oft war ich daran, die Hoffnung aufzugeben, sie wieder zu sehen! Nun schaue ich sie wieder, aber allein, ohne die helfende Gefährtin....

Um Mittag landen wir. Während Noël das Ausladen überwacht, gehe ich wie ein Träumender zum Spital. Dornröschenhaft sieht es hier aus. Gras und Gestrüpp wächst, wo einst Baracken standen, die ich mit so großer Mühe errich-

tet hatte. Über das, was noch steht, breiten große Bäume, die ich noch als kleine Bäumchen in Erinnerung habe, ihre Äste aus. Aufrecht stehen noch die Wellblechbaracke, in der sich der Operationssaal, das Untersuchungszimmer und die Apotheke befinden, und eine der Baracken zur Unterbringung der Kranken. Diese Gebäude sind noch ziemlich gut erhalten. Nur ihre Blätterdächer sind in einem trostlosen Zustande.

Der Pfad, der vom Spital zum Doktorhäuschen den Hügel hinaufführt, ist so mit Gras überwachsen, daß ich seine Windungen kaum wiederfinde. „Gleich morgen", sagt Missionar Herrmann, der neben mir geht, „sollen die Knaben ihn freilegen." „O nein," antworte ich, „lassen Sie mich ihn wieder austreten!"

Über diesem Hinansteigen denke ich an einen englischen Missionsarzt in China, dessen Spital und Haus zuerst im Boxeraufstand, dann in dem jetzigen Bürgerkriege von Grund aus zerstört wurden, und der soeben daran geht, alles zum drittenmal neu aufzubauen. Wieviel besser bin ich noch daran!

Missionar Herrmann und Missionar Pelot, beide Schweizer, Frau Herrmann und die Lehrerin, Fräulein Arnoux, die zurzeit das Personal der Station ausmachen, sind mir liebe Bekannte von meinem ersten Aufenthalt her. Kaum sitzen wir zu Tische, fühle ich mich in Lambarene wieder ganz zu Hause.

Herr Herrmann und Herr Pelot haben versucht, meine Blätterdächer zu unterhalten. Aber seit mehr als einem Jahre mußten sie es aufgeben. Es sind keine Ziegel aus geflochtenen Blättern mehr zu erhalten. Im Hinblick auf ein paar Weltausstellungen in Europa und Amerika ist die Nachfrage nach Holz so groß, daß die Holzhändler des Ogowe den

einlaufenden Bestellungen gar nicht Genüge tun können. Wer eine Axt rühren kann, findet lohnenden Verdienst im Walde. Wer etwas von Flößen versteht, führt Flöße den Ogowe hinunter. Die wenigen Eingeborenen, die ein Handwerk gelernt haben, üben es nicht mehr aus, weil sie im Walde mehr verdienen.

Von den Zimmerleuten, die mir schrieben oder schreiben ließen, daß sie mir bei meinen Reparaturen behilflich sein wollten, ist keiner zur Stelle. Man weiß nicht einmal, wo sie sind. Und Raphiablätter über Bambusstäben zu Blätterziegeln zusammenzuheften, daran denkt seit Monaten kein Mensch mehr. Nur die, die es für die Regierung als Frondienst zu leisten haben, beschäftigen sich damit. Nicht einmal für sich selber haben die Eingeborenen geflochtene Blätter. Ihre Dächer sind genau so verfallen wie die der Gebäude auf der Missionsstation.

Dies sind üble Nachrichten. So schlimm hatte ich mir die Sache nicht vorgestellt. Mit faustgroßen Löchern in den Dächern kann ich meine Sachen nicht aufstellen und meine Tätigkeit nicht beginnen. Also heißt es um jeden Preis und schnell wenigstens einige Blätterziegel zu finden. Um drei sitze ich, trotz des Ostersamstags, mit Noël im Kanoe, um nach einem anderthalb Stunden entfernten Dorfe zu fahren, wo ich gut bekannt bin. Hände werden gedrückt, Komplimente gewechselt. Von Hütte zu Hütte gehend spioniere ich, ob ich nicht irgendwo Blätterziegel entdecke. Ein alter Schwarzer, dem ich meine Not klage, führt mich hinter eine Hütte: da liegen zwanzig Stück. Nachher mache ich noch mehrere solcher Funde. Zuletzt sind es vierundsechzig!

Was ich an Schmeicheleien und Geschenken verausgabt habe, um die vierundsechzig Blätterziegel mitnehmen zu dürfen, will ich vergessen. Sogar zu Drohungen, daß ich,

wenn man mir nicht zu Willen wäre, niemals einen Kranken dieses Dorfes behandeln würde, versteige ich mich. Als Drohungen „unseres Doktors" werden sie mit Lächeln aufgenommen. Genug: in strömendem Regen fahren Noël und ich bei Anbruch der Dunkelheit mit vierundsechzig Blätterziegeln nach Lambarene zurück.

Nun feiere ich ruhig Ostern. Die schlimmsten Löcher können geflickt werden. Aber wie ganz anders hatte ich mir vorgestellt, wie ich in Lambarene Wiedersehen feiern wollte. Nun hat mich die Prosa Afrikas gleich in den ersten Stunden gepackt und wird mich auf lange nicht mehr loslassen.

Wir bekommen vorerst nur zwei Zimmer in dem Doktorhäuschen. Die beiden andern bewohnt Missionar Pelot. In eine Kammer hat sich ein wilder Bienenschwarm eingenistet. Da das Häuschen vor einigen Monaten nach einem Sturm auseinanderzufallen drohte, hat ihm Herr Pelot in zwei Meter Höhe einen zwei Hand breiten Panzer von starken eichenen Brettern umgelegt.

Für die Mahlzeiten sind wir bei Frau Missionar Herrmann zu Gast.

* *
*

Gleich am Ostermontag fahren die ersten Kranken an, fast lauter alte Herzkranke in schlimmer Verfassung, denen kaum mehr zu helfen ist. So kommen schon in den ersten Wochen einige Todesfälle vor. Daß ich bei einem dieser Herzkranken die ganze Nacht wache, um mit Koffein-, Äther- und Kampferinjektionen das letzte zu seiner Rettung zu versuchen, bringt mich bei einem kleinen Negermädchen auf der Station in den Geruch eines Leopardenmenschen. Er-

schreckt läuft sie fort, so oft sie mich kommen sieht. Die Lehrerin will ihr die Angst ausreden. Aber sie bleibt dabei. „Ich habe gesehen," sagt sie, „wie man den Mann abends ins Spital trug. Er war lebendig. Dann kam der Doktor und war die ganze Nacht allein mit ihm. Und am Morgen trug man ihn tot heraus. Also hat ihn der Doktor getötet. Er ist ein weißer Leopardenmensch, den man frei herumlaufen läßt, während man die schwarzen Leopardenmenschen ins Gefängnis sperrt."

Ein schwarzer Holzhändler, Emil Ogouma, stellt mir fünf Arbeiter und einen Aufseher zur Verfügung. Diese unternehmen die dringendsten Reparaturen, während ich die Kranken pflege und die Kisten mit den Sachen und den Medikamenten auspacke, die von meinem ersten Aufenthalt her noch da sind.

Nach vierzehn Tagen sind wir so weit, daß die Apotheke und das Untersuchungszimmer notdürftig eingerichtet werden können. Jetzt kommt das Dach der großen Baracke für die Kranken daran. Aber da reichen die Blätterziegel nicht aus, obwohl ich mir unterdes noch zweihundert Stück verschaffte. Und wir sind noch in der Regenzeit. Jede Nacht gehen schwere Gewitter nieder. Am Morgen finde ich meine Kranken durchnäßt auf dem Boden liegen. Mehrere schwere Erkältungen kommen vor, von denen zwei tödlich enden. Ich bin ganz verzweifelt.

Wie manchen Nachmittag, den ich so notwendig für die Kranken oder zum Einrichten gebraucht hätte, fahre ich im Kanoe herum, auf der Suche nach geflochtenen Blättern! Wie manche solche Fahrt unternimmt Noël für mich!

Gegen Himmelfahrt ist das Dach der großen Baracke ziemlich gut ausgebessert. Nun wird der Bau einer zweiten Baracke für die Kranken in Angriff genommen. Unter das-

selbe Dach kommen Räume zum Unterbringen der Flaschen und Büchsen, zum Aufbewahren des Waschkessels, der Baumaterialien und der Geräte. Während dieser Arbeit gehen die Leute Emil Ogoumas fort. Ihr Jahr ist zu Ende. Nun ziehen sie nach Hause. Um kein Geld wären sie zu bewegen, auch nur einen Monat länger zu bleiben. Andere Arbeiter anzuwerben, will ihrem Herrn nicht gelingen. Ich versuche es überhaupt nicht. Die Leutenot in der Umgegend ist so groß, daß es von vornherein aussichtslos ist. So bin ich auf Freiwillige angewiesen, die als Begleiter von Kranken hierher gekommen sind. Jetzt muß ich selber den Bauaufseher spielen, jeden Morgen die Leute von ihren Kochtöpfen zur Arbeit aufjagen, ihnen schmeicheln, ihnen Nahrung und Geschenke versprechen, ihnen die Werkzeuge in die Hand geben und abends feststellen, ob ja auch alle Äxte, Beile, Buschmesser und alle nicht verwandten Baumaterialien zurückgebracht wurden.

Manchmal habe ich sechs Arbeiter, manchmal zwei. Oft auch finde ich, wenn ich morgens herunterkomme, keinen einzigen vor. Sie sind fischen gegangen oder ins Dorf gefahren, um Nahrungsmittel zu holen. Oder sie mußten irgendwohin, um ein Palawer zu erledigen. Dann ruht die Arbeit tagelang. Der Eifer meiner Schwarzen, denen, die nach ihnen kommen, eine bessere Stätte zur Unterkunft zu bereiten, als diejenige, die sie selber haben, ist sehr gering. Man arbeitet doch nicht für Unbekannte.

Für die Gleichgültigkeit des primitiven Menschen gegen den Unbekannten fehlen uns jegliche Begriffe. Einmal, gegen Abend, soll ein Verwundeter noch schnell zum Erneuern des Verbandes aus der Baracke in das Untersuchungszimmer gebracht werden. Ich bitte einen Mann, der neben seinem Feuer sitzt und dessen herzkranken Bruder ich

pflege, an der Tragbahre mitanzufassen. Er tut, als höre er nicht. Ich wiederhole die Aufforderung etwas eindringlicher. Darauf antwortet er ruhig: „Nein. Der Mann auf der Tragbahre ist vom Stamm der Bakele. Ich aber bin ein Bapunu."

So teile ich mich zwischen Medizin und Bauen. Die Bauarbeit wird mir noch besonders dadurch erschwert, daß ich kein großes Kanoe habe. Auch die Mission hat keines. Sie behilft sich mit zwei notdürftig geflickten mittelgroßen Booten. Ich habe also Schwierigkeiten, mir die vielen Bambusstangen zu verschaffen, die die Dachsparren abgeben sollen. Und die Zeit drängt. Es ist ja nicht so, daß man einfach in den Urwald geht und sich Bambus holt. Die brauchbaren, großen Bambusstangen wachsen nur an bestimmten Stellen in Sümpfen. Auf weite Kilometer im Umkreis gibt es nur einen Ort, wo man sie so findet, daß man sie holen kann. Die Plätze, die weit hinten in Sümpfen liegen und zu Wasser und zu Land unerreichbar sind, müssen außer Betracht bleiben. Mit den Raphiapalmen, die das Material zu den Blätterziegeln liefern, ist es ebenso. Desgleichen mit der Pflanze, aus der die Bastschnüre gearbeitet werden, um die Sparren auf das Dach und die Blätterziegel auf die Sparren zu binden. Für das Material zu diesem Bast muß ich mein Kanoe an die dreißig Kilometer weit wegsenden!

Um den Besitz von Plätzen, wo Bambus, Raphia und Bast gut ausbeutbar zu finden sind, führten die Stämme früher Krieg miteinander, wie die Weißen um Erz- und Kohlenlager.

Aber sogar an die ausbeutbaren Plätze kommt man nicht zu jeder Jahreszeit. Sie liegen alle in Sümpfen. Erreichbar sind sie also im Boot, wenn das Hochwasser hoch genug ist, so daß man vom Fluß in den Sumpf einfahren kann, oder

wenn der Sumpf in der trockenen Jahreszeit so trocken wird, daß man zu Fuß hindurchkommt. Selten aber wird der Sumpf in der trockenen Jahreszeit begehbar. Sehr oft ist das Herbsthochwasser nicht so hoch, daß man die Bambusplätze mit dem Boot erreichen kann. Die Zeit zum Bambusholen ist also das Frühjahrshochwasser. Wer sich in diesen zwei oder drei Wochen nicht die nötigen Bambusstangen verschafft, läuft Gefahr, daß er überhaupt keine bekommt und ein Jahr lang nicht bauen kann.

Nun muß ich suchen, in diesen drei kostbaren Wochen mir größere Kanoes in der Umgegend bei den Eingeborenen zu leihen. Hie und da bekomme ich eines, aber nur auf einen oder zwei Tage, weil die Eigentümer sie ja selber brauchen, um sich ihre Bambusvorräte zu verschaffen. Dann ist es gewöhnlich noch so, daß, wenn ich ein Boot habe, ich keine Leute finde, um sie auf Bambus auszuschicken, und wenn ich Leute habe, ich kein Boot bekomme. Ängstlich überwache ich das Steigen und Sinken des Flusses. Während das Sinken schon einsetzt, kann ich mir zufälligerweise ein gutes Boot besorgen und habe auch etliche tüchtige Leute zur Hand. So verschaffe ich mir etwa vierhundert der fünfzehnhundert Bambusstecken, die ich eigentlich brauchte. Dies ist eine der mancherlei Aufregungen, die demjenigen beschieden sind, der im Urwald Afrikas zu bauen hat.

Zum Glück hat sich unterdessen der Heilgehilfe eingefunden, den mir Frau Missionar Morel in Samkita besorgt hat. Sein Name ist G'Mba. Er kann gut lesen und schreiben, ist gewillig und genießt den Ruf, nicht zu stehlen. Von Medizin versteht er noch gar nichts, obwohl er aus wirklicher Neigung Heilgehilfe werden will. Da muß ich mit Noël noch alles selber machen. Nicht einmal das Reinigen der täglich gebrauchten Instrumente kann ich ihm anvertrauen.

Aber in der Beschaffung von Baumaterialien und als Aufseher beim Bauen ist er sehr anstellig.

Joseph, mein ehemaliger Heilgehilfe, ist noch immer im Regierungsspital zu Libreville. Er kann dort nicht fort, weil er beim Schneider und bei der Wäscherin mit Schulden hängt. Ich muß ihm Geld vorstrecken, damit er frei wird und kommen kann.

Von N'Kendju, meinem ehemaligen zweiten Heilgehilfen, kann ich nichts Sicheres erfahren. Manche behaupten, er sei tot. Andere sagen, er sei als Holzhauer und Flößer irgendwo in der Bucht von Libreville.

Auf Pfingsten fahre ich nach Samkita zu Herrn und Frau Morel, um mir das Kanoe zu holen, das mir Herr Morel dort oben seit zwei Jahren bestellt und vorausbezahlt hat, und das er jetzt endlich mit vieler Mühe geliefert bekam. Zugleich will ich die Sachen nach Lambarene schaffen, die ich mir durch Herrn Morel vor zwei Jahren in Voraussicht des Steigens der Preise zusammenkaufen ließ. Das sind: ein paar große Rollen Drahtgitter, um die Hühner und einen Garten einzuzäunen, eventuell auch um allzu diebische Kranke hinter Drahtgitter unterzubringen, damit sie mir nicht zu viel Unheil auf der Missionsstation anrichten; große Sägen, um Baumstämme zu zerlegen und in Bretter zu zersägen; gewöhnliche Sägen; Äxte und Beile; Pickel; Schaufeln; Hämmer; Zimmermannsgerät; Schrauben und Nägel in allen Größen, kiloweise; Kisten mit Seife; Konserven; dazu die Hühner, die mir Frau Morel abläßt. Ein Teil dieser Sachen ist schon zum voraus nach Lambarene abgegangen. Mit dem Rest fülle ich mein neues Kanoe und das Boot, mit dem ich kam, und fahre am Pfingstmontag wieder den Fluß herunter. Die Boote sind so beladen, daß sie kaum eine Handbreit aus dem Wasser herauskommen. Bei meiner An-

kunft ist gerade ein Herzkranker gestorben, den Noël mit Aufopferung und Sachkenntnis gepflegt hat.

Nach Pfingsten setzt ein großer Zustrom von Kranken ein. Die Gewitter haben etwas nachgelassen, und man hat erfahren, daß es den Kranken in der Baracke nicht mehr auf den Kopf regnet.

Schlafkranke und Aussätzige bekomme ich so viel zu sehen, daß ich den Eindruck habe, diese beiden Übel seien seit meinem letzten Aufenthalt im Zunehmen. In der Woche nach Pfingsten habe ich schon 25 Schlafkranke und wohl ebensoviele Aussätzige in Behandlung. Die Schlafkranken behalte ich sechs Wochen hier. Dann wird mit der Kur acht Wochen ausgesetzt. Sie gehen nach Hause und kommen nachher wieder. Leider habe ich viele Fälle im letzten Stadium, die sehr viel Arbeit machen und doch wohl kaum mehr zu retten sind.

Die Aussätzigen werden nach zehn Tagen mit einem Vorrat von Chaulmoograöl nach Hause entlassen mit der Weisung, in sechs Wochen wieder zu kommen. Zur intensiven Behandlung mit den neueren intramuskulär einzuspritzenden Mitteln kann ich sie erst brauchen, wenn im Spital mehr Platz ist und ich nicht mehr Arzt und Baumeister zugleich sein muß. Überdies ist eine richtige Chaulmoograölkur die beste Einleitung zu den intensiveren Behandlungen.

Zwei Drittel der Insassen des Spitales sind, wie auch früher, der Geschwüre wegen da. Die durch Lues und Frambösia (Himbeerkrankheit) verursachten Geschwüre behandle ich jetzt alle mit Neosalvarsan, wozu ich früher die Mittel nicht hatte. Die Kur besteht in fünf intravenösen Einspritzungen und erfordert etwa einen Monat. Auch neue Bismuthpräparate erprobe ich, und mit gutem Erfolge, wie mir scheint.

Für die Frambösiakinder, die oft ganz mit Geschwüren bedeckt sind, sehe ich in der Regel von den intravenösen Einspritzungen mit Neosalvarsan ab. Ich brauche sie dieser bei ihren kleinen Venen am Arm oft langwierigen Quälerei nicht zu unterwerfen. Das neue Mittel Stovarsol befreit mich davon. Es besteht in leicht zu schluckenden Pastillen. Schon nach vier Tagen fangen die Krusten über den Geschwüren an einzutrocknen. Nach acht oder zehn Tagen fallen sie ab, und das Kind ist von seiner Krankheit auf immer geheilt. Leider ist dieses Mittel sehr teuer.

Ich lasse überall verbreiten, daß ich Stovarsol grundsätzlich nur gegen Blätterziegel abgebe. Durchzuführen vermag ich diese Bestimmung nicht. Gar manche arme Mutter ist nicht in der Lage, sich Blätterziegel zu verschaffen, um sie dem Doktor für die Behandlung ihres Kindes zu bringen. Dennoch aber habe ich mit dem Stovarsol schon einige Quadratmeter Dach decken können. Auch Chaulmoograöl gebe ich grundsätzlich nur gegen Blätterziegel oder Bananen ab, wenigstens für die Leute der Nachbarschaft von Lambarene. Diejenigen, die von weit her kommen, können ihre Boote nicht damit belasten. Sie müssen froh sein, wenn sie Schlafmatten, ihren Kochtopf, ihre Lebensmittelvorräte und was sie sonst noch auf die Reise und zum Kampieren im Spital brauchen, mitführen können.

Die Lues- und Frambösiageschwüre gleichen sich darin, daß sie rund und tief sind und scharfe Ränder zeigen. Sie sehen wie ausgestanzt aus.

Eine andere Art von Geschwüren, die hier sehr häufig vorkommt, ist flach und länglich. Die Erreger sind noch unbekannt.

Früher stand ich diesen Geschwüren ziemlich ratlos gegenüber. Jetzt, auf den Rat von Dr. Huppenbauer, der frü-

her an der Goldküste war, mache ich bei allen Geschwüren, mit denen ich nichts anzufangen weiß, einen Versuch mit einer Serie von intravenösen Injektionen einer einprozentigen Lösung von Brechweinstein (Tartarus stibiatus). Jeden zweiten Tag bekommen die Patienten acht bis zehn Kubikzentimeter dieser Lösung in die Venen. Es ist kein harmloses Mittel. Die Gefahren werden aber dadurch sehr herabgesetzt, daß man die Lösung sehr langsam, etwa in vier Minuten, in die Vene einfließen läßt.

Bei den flachen Geschwüren unbekannter Herkunft habe ich in einer Reihe von Fällen mit dieser Behandlung Erfolg gehabt. Es gibt aber auch Geschwüre, bei denen man nacheinander Neosalvarsan, Quecksilber (als Hydrargyrum oxycyanatum intravenös gegeben) und Brechweinstein versuchen muß. Ein Geschwür, das ich seit Anfang Mai fast täglich behandle und bei dem ich alles versucht habe, ist noch so wie es war, als der Kranke zu mir kam. Aber solche Fälle sind selten.

Für die Verbände aller Geschwüre benutze ich abwechselnd Dermatol, Methylviolett, Borsäure, Salol und Ektogan. Oftmals wende ich auch feuchte Verbände an.

Wenn das Geschwür zu heilen anfängt, dauert es aber manchmal noch wochenlang, bis ich den Kranken entlassen kann. Flächen von der Größe einer Faust oder einer Hand brauchen Zeit, um sich wieder mit Haut zu bedecken. Eigentlich könnte man den Kranken mit etwas Verbandstoff, Dermatol und Borsalbe nach Hause entlassen. Aber dann muß ich befürchten, daß er in die Hände „medizinkundiger" alter Weiber gerät, die ihm die wunde Fläche mit gepulverter Baumrinde, zerkauten Gräsern und allem möglichen Unrat bedecken, bis wieder die schönste Eiterung im Gang ist. So sehe ich voraus, daß einige Patienten mit

Geschwüren noch im Herbst Gäste meines Spitals sein werden ... und darunter einige, die ich, weil sie arm sind und von weit her kamen, verköstigen muß!

Eine dritte Geschwürsart bilden die phagädenischen (das heißt fressenden) tropischen Geschwüre, die gewöhnlich am Fuße sitzen und sich von den Zehen bis über den Knöchel, wenn nicht bis ans Knie hinauffressen. Merkwürdigerweise habe ich von diesen erst einige wenige zu Gesicht bekommen. Die Behandlung besteht darin, daß man das Geschwür alle fünf oder sechs Tage in Narkose mit dem scharfen Löffel auskratzt, bis alles kranke Gewebe nach und nach entfernt ist. In der Zwischenzeit macht man feuchte Verbände mit Kalium permanganicum oder bestreut die Geschwürsfläche mit Borsäure und Natrium bicarbonicum, zu gleichen Teilen gemischt.

Mit einem dieser Patienten habe ich viel Ärger gehabt, nicht seines Geschwüres, sondern seiner Frau wegen. Gegen den Willen seiner Frau kam er zum Arzte, statt sich im Dorf behandeln zu lassen. Vom ersten Tage an ist also ein geheimer Kampf zwischen ihr und mir. Als die erste Auskratzung vorgenommen werden soll, rauft sie sich das Haar, wälzt sich im Staube und schreit im Spital herum, der Doktor wolle ihrem Manne das Bein abhauen. Der Patient selber, der vorher ganz einverstanden war und dem man erklärt hatte, er würde eingeschläfert und würde nichts spüren, wird von der Angst angesteckt und versucht fortzukriechen, da er mit seinem schrecklich angefressenen Fuße nicht zu laufen vermag. Nachdem die Prozedur überstanden ist, ist er ganz glücklich, weil er tatsächlich nichts gespürt hat und weil er sieht, wie sich das Geschwür zu reinigen beginnt. Er gibt seine Zustimmung zu den folgenden Auskratzungen, die dann unangekündigt, im Anschluß an den Verbandwechsel

vor sich gehen, damit die Frau nichts davon weiß. Endlich hat sich das Geschwür in eine rosige, appetitliche Fläche verwandelt und beginnt sich an den Rändern zu überhäuten. Aber die Gattin ist mit dem Aufenthalt im Spital noch nicht ausgesöhnt. Sie nimmt es auch übel, daß sie für die viele Arbeit, die ich mit ihrem Manne habe, etwas leisten soll, nämlich jeden Tag vier Eimer Wasser von der Quelle den Hügel hinauf in meine Küche und Waschküche tragen. Um der Sache ein Ende zu machen, bestellt sie die Lebensmittel ab, die ihnen von ihrem Dorfe — sie sind von oberhalb Samkita — regelmäßig zugeführt werden. Lächelnd verkündet sie mir, sie müßten jetzt fort, denn sie hätten nichts mehr zu essen. Will ich den Mann dabehalten, um ihn nicht seinem üblen Schicksal zu überlassen, so muß ich ihn von jetzt an ernähren. Die Frau bekommt nichts. Ich nehme an, daß sie heimlicherweise von zu Hause Lebensmittel bezieht. Um die Überhäutung der Wundfläche, die den ganzen Fußrücken und einen Teil der Wade ausmacht, zu beschleunigen — und um viele Reisrationen zu sparen — will ich durch eine Hauttransplantation Haut auf die Wundfläche bringen. Leider begehe ich die Unklugheit, dem Manne davon zum voraus zu reden. Nun habe ich die Partie verloren. Zwar erklärt er sich voll Vertrauen einverstanden, aber in der Nacht macht sie ihm wieder Angst mit dem Fußabschneiden und bringt ihn herum. In strömendem Regen fährt sie heimlich mit ihm fort. Dem Missionar Cadier, von Samkita, der ihnen am andern Tage auf dem Strom begegnet, erzählt sie harmlos, der Doktor hätte ihren Mann jetzt entlassen, weil die Heilung soweit fortgeschritten sei, daß sie alles besorgen könne. Alle Mühe und alle Ausgaben mit diesem Fall waren also umsonst! Was hat mich dieser Mann allein an Verbandstoffen und an Äther für die Narkose gekostet! Und die ge-

flochtenen Blätter, die ich für den Fall der Heilung hatte versprechen lassen, werde ich nun auch nicht sehen.

Solchen entmutigenden Fällen stehen aber viele andere entgegen, die einen mit Freudigkeit erfüllen können. Im allgemeinen sind die Kranken und ihre Angehörigen wirklich dankbar, besonders die Aussätzigen, die Herzkranken, die, deren Geschwüre mit Neosalvarsan behandelt wurden, und die, die wegen Unfällen und Verletzungen zu mir kamen. Nur darf ich an tatsächlicher Dankbarkeitsleistung nicht zu viel begehren. Wenn der Sohn eines in Genesung begriffenen Vaters vier oder fünf Tage beim Ausbessern und Bauen mithelfen oder gar in den Wald gehen soll, um Bauholz zu holen, muß ich der Dankbarkeitsgesinnung gar rasch durch einige Geschenke nachhelfen, damit sie nicht zum glimmenden Docht wird.

Der Häuptling eines kleinen Dorfes aus der Gegend von Samkita ist bei mir mit einer zerschmetterten Hand in Behandlung. Das Unglück geschah dadurch, daß ihm die Flinte zersprang, als er auf ein Wildschwein schoß. Diese Art von Unfall kommt jetzt viel häufiger vor als früher. Bis vor zehn Jahren verkaufte man an die Neger solide Steinschloßflinten, die noch aus den Armeebeständen der guten alten Zeit stammten. Jetzt, wo diese gediegene Ware aufgebraucht ist, kommen Steinschloßflinten übelster Fabrikware nach Afrika, die mehr aus Blech als aus Stahl sind. In diese schwachen Flinten tun nun die Neger die starken Ladungen, die sie den alten Steinschloßflinten zumuten konnten. Ein schwarzer Jäger meint nämlich, er könne nie genug Pulver in den Lauf stopfen. Und als Geschoß verwendet er mit Vorliebe Stücke von gußeisernen Kochtöpfen. Solche Ladungen hält die moderne Fabrikware nicht aus. Daher die so häufigen Verletzungen durch zersprungene Flinten.

Mein kleiner Häuptling läßt, bei aller Dankbarkeit, die er für uns hat, Noël und mich vom ersten Tage an fühlen, daß er ein Häuptling ist, wir aber nur gewöhnliche Menschen. Als ich anfange, ihn nur noch ein Mal im Tage zu verbinden, statt morgens und abends nach seiner Verletzung zu sehen, muß ich mich demütig vor ihm verantworten. Aber seine Häuptlingsmacht reicht nicht so weit, daß er seine Verwandten, die tagelang im Spital zu Besuch bei ihm sind, dazu bringt, aus Dankbarkeit ein bißchen bei mir zu fronden. Um 150 Blätterziegel von ihm zu erlangen, muß ich drohen, mit dem Verbinden aufzuhören und die Hand „verfaulen" zu lassen. Als keine Gefahr mehr da ist, führe ich es auch tatsächlich durch, daß ich eine halbe Woche nicht mehr nach seiner Hand sehe. Von den 500 Blätterziegeln, die ich für den Fall seiner Heilung versprochen bekam, habe ich noch nichts gesehen. Aber trotzdem behalte ich ihn in lieber Erinnerung. Er ist in seiner Art ein prächtiger Mensch. Mit den Primitiven darf man über manche Sachen nicht rechten.

Daß die Schlafkranken und die Leute mit Geschwüren mit intravenösen Einspritzungen behandelt werden müssen, bedeutet eine große Arbeit. Oft sind über zwanzig solcher Einspritzungen an einem Tage vorzunehmen. Und intravenöse Einspritzungen sind bei Schwarzen viel schwerer zu machen denn bei Weißen. Der bläuliche Schimmer, der beim Weißen durch die Haut hindurch den Lauf der Venen an den Armen anzeigt, ist hier nicht vorhanden. Dazu kommt, daß in vielen Fällen durch Krätze und Hautausschläge die Haut unserer Patienten ein harter Panzer geworden ist, durch den auch der geübteste Finger kein Blutgefäß mehr zu fühlen vermag. Und so manche Schlafkranke sind Skelette, deren armselige Venen der intravenösen Einsprit-

zung die größten Schwierigkeiten bereiten. Es kann also vorkommen, daß es wiederholter Versuche bedarf, bis die Nadel endlich den richtigen Weg findet. Diese schwierigen Fälle, von denen einer unter Umständen eine Stunde Arbeit macht, kommen erst an die Reihe, wenn die „guten Venen" erledigt sind. Ein kleines Schlafkrankheitsmädchen, Zitombo, ist unsere gefürchtetste Patientin. Gar manches Stückchen Zucker muß ihr in den Mund gesteckt werden, um ihre Tränen zu stillen, wenn die Nadel immer wieder in dem dünnen Ärmchen herumsucht. Wenn dann alles vorüber ist, wird sie auf dem Arm des Doktors aus dem Spital herausgetragen. Am Samstag, dem Haupttage der Einspritzungen für die Schlafkranken, weiß Frau Missionar Herrmann, daß wir mit ein oder zwei Stunden Verspätung zu Tisch erscheinen werden. Aber sie ist sehr nachsichtig mit uns.

Zum Glück hat sich Noël die Technik der intravenösen Injektionen schnell angeeignet und erspart mir so viel Arbeit.

Bei den Eingeborenen heißt Noël „der Leutnant". Von der Zeit der militärischen Verwaltung des Landes her sind sie es nämlich gewohnt, daß neben dem Bezirkshauptmann ein Leutnant amtiert. Da sie nur Militärärzte kennen, habe auch ich für sie etwas militärischen Charakter. Darum liegt es ihnen nahe, den Weißen, der neben mir ist, als den Leutnant des Doktors anzusehen. Noël hat sich an diesen Namen schon ganz gewöhnt. Auf der Station nennt ihn niemand mehr anders.

* *
*

Die gute Gewohnheit, Kranke bei mir abzusetzen und sich davonzumachen, haben die Leute vom Ogowe beibehalten.

Kaum bin ich vierzehn Tage hier, finde ich morgens einen alten Herzkranken, fast nackt, ohne Decke und ohne Moskitonetz unten vor. Niemand weiß, wie er hergekommen ist. Er selber beruft sich auf eine große und einflußreiche Verwandtschaft oben bei Samkita. Demnächst würden diese Leute kommen und ihm viele Lebensmittel und mir ein großes Geschenk bringen. Ich gebe ihm eine Decke, ein Moskitonetz und zu essen. Mehrere Wochen, bis der Tod ihn erlöst, ist er bei uns. Als er kaum noch sprechen kann, redet er immer noch von den reichen Verwandten, die kommen werden. Der letzte Liebesdienst, den ich ihm erweise, ist der, daß ich ihm bei diesen Reden immer gläubig zustimme. Der neben ihm liegende Kranke, der gleichfalls so abgesetzt worden ist, wartet auf seinen Tod, um in den Besitz des Moskitonetzes und der Decke zu gelangen. Die Moskitonetze und die Decken, die ich in meinem Reisegepäck mitgebracht habe, sind nämlich schon alle verausgabt, und die Ankunft der 73 Kisten, die im Februar als Fracht von Straßburg abgingen, steht noch immer aus.

Aus einem nicht weit von Lambarene gelegenen Dorfe wird eine Frau — ebenfalls verlumpt und sterbend — bei mir abgesetzt. Sie hat niemand mehr auf der Welt; darum kümmert sich in ihrem Dorfe niemand um sie. Eine Nachbarsfrau, so erzählt man mir, erbittet bei einer andern eine Axt, um der kranken Frau ein bißchen Holz zu holen, damit sie sich in den feuchten Nächten ein bißchen daran wärmen könne. „Was," lautet die Antwort, „eine Axt für diese Frau? Bringt sie zum Doktor, daß sie dort ist, bis sie stirbt." So geschah es.

Es hat seine großen Gefahren, daß man sich daran gewöhnt, Kranke und Alte, die man los sein will, einfach hier abzusetzen. Dadurch wird mein Spital stark belastet. Unter

Umständen fällt mir ein solcher Kranker monatelang zur Last. Auch häufen sich die Sterbefälle dadurch in abnormer Weise. Manche Spitalinsassen lassen sich daduch deprimieren, besonders da das Sterben vor den Augen der andern vor sich geht. Ich habe nämlich noch keinen gesonderten Raum für die hoffnungslos Kranken.

Den Fetischmännern, meinen Kollegen, kommt es nicht vor, daß ihnen Patienten sterben. Aussichtslose Fälle weisen sie von vornherein ab. Sie handeln wie manche Professoren in europäischen Kliniken, die sich ihre Statistiken nicht verderben lassen wollen. Und stirbt dem Fetischmann unvorhergesehenerweise ein Patient, so wahrt er seinen Ruf dadurch, daß er alsbald herausfindet, wer dem Kranken einen solchen Zauber bereitet hat, daß er sterben mußte. Nach der Ansicht der Schwarzen nämlich zeigt sich die Kenntnis der Medizin in erster Linie darin, daß der Arzt weiß, ob der Kranke sterben wird oder nicht, und seine Kunst nicht an jemand wendet, der eigentlich schon tot ist. Behandelt er einen, der ihm nachher wegstirbt, so bekundet er damit nur, daß er noch nicht einmal weiß, ob eine Krankheit zum Tode führt oder behoben werden kann. Schon bei meinem ersten Wirken drang Joseph immer in mich, die Todeskandidaten ja abzuweisen, um meinen Ruf nicht zu schädigen. Jetzt handelt es sich wieder um dieselbe Frage.

Drei solcher bei mir abgesetzten Wesen sind nacheinander gestorben. Darob Murren im Spital. Ein Mann mit einem üblen Geschwür, an den ich viel Zeit und Mühe gewandt habe, läßt sich von den Seinen heimholen. Zwei andere folgen seinem Beispiel. Es ist nicht das erstemal, daß ich hier solches erlebe; aber ich lasse mich nicht irre machen. Mein Spital ist für alle Elenden da. Kann ich sie nicht vom Tode erretten, so kann ich ihnen doch Liebe erzeigen und ihnen

vielleicht das Ende leicht machen. Also möge man weiter in der Nacht bei mir solche armen Menschen absetzen. Gelingt es mir je, einen derselben durchzubringen, so brauche ich mich gar nicht darum zu sorgen, wie ich ihn heimbefördere. Die Kunde, daß er wieder arbeitsfähig und ausnützungsfähig ist, wird schon zu seinem Dorfe dringen, und in einer Nacht wird man ihn dann still und heimlich wegholen, wie man ihn gebracht hat.

An dem Grabe der armen Frau, der man sogar das Holz zum Wärmen versagte, redet Missionar Herrmann in ergreifenden Worten davon, daß sie verstoßen wurde von denen, zu denen sie gehörte, und Barmherzigkeit fand bei Fremden, weil durch Jesus die Liebe in die Welt gekommen ist. Wunderbar leuchtet die Sonne durch die Palmen auf dieses arme Grab, während die Schulkinder den Trauerchoral singen.

Ein Begräbnis macht uns viel zu schaffen. Es geht nämlich nicht an, daß ich einfach drei oder vier Männern, die als Begleiter meiner Patienten im Spital sind, Hacken und Spaten gebe, ihnen ein Geschenk verspreche und sie das Grab graben lasse. Ist jemand gestorben, so sind gewöhnlich alle Männer, die ein Werkzeug rühren können, verschwunden, angeblich auf der Fischerei oder auf der Fahrt nach Lebensmitteln. Mit einem fremden Toten will der Eingeborene nichts zu tun haben. Da spielen noch primitive religiöse Vorstellungen von „Unrein-Werden" mit. Wird zum Beispiel in einer Familie ein Kind erwartet, so darf kein Mitglied derselben etwas mit einem Toten zu tun haben. Manchmal auch haben die Eltern bei der Geburt eines Kindes für es das Gelübde getan, daß es niemals mit einem Toten in Berührung kommt. Dieses Gelübde muß es halten.

Einmal gelingt es mir, einen in der Nacht eingetretenen

Todesfall zu verheimlichen und zwei junge Männer, deren Geschwüre in guter Heilung begriffen sind, mit dem Ansinnen, das Grab zu graben, so zu überraschen, daß sie sich nicht davon machen können. Wie ich ihnen die Geräte mit dem Versprechen eines schönen Geschenks in die Hand geben will, fallen sie mit Tränen in den Augen vor mir nieder und flehen mich an, sie nicht zu etwas zu zwingen, was sie nicht tun dürfen. Ich bringe es nicht über mich, ihnen die Arbeit aufzunötigen. Im vierzehnten Kapitel des Briefs an die Römer gebietet Sankt Paulus, daß man die schwachen Gewissen nicht verwirren soll. Das gilt noch für heute und auch für Afrika.

Die katholische Mission hat mit derselben Schwierigkeit zu kämpfen. Eine Negerfrau aus katholischen Kreisen ist bei mir gestorben. Ich benachrichtige den Pater und frage an, ob er sie auf dem katholischen Friedhof beerdigen will. „Ja," antwortet er, „wenn Leute kommen, um auf unserm Friedhof das Grab zu graben. Wir haben es aufgeben müssen, unsern Schulknaben diese Arbeit zuzumuten."

Gewöhnlich übernehmen es die Evangelistenzöglinge der Station, das Grab zu graben und den Leichnam zu tragen. Aber wenn sie nicht da sind, müssen wir selber daran. Noël hat sich schon manchmal als Totengräber und Totenträger betätigt. Daß G'Mba in diesen Fällen sich über alle Vorurteile hinwegsetzt und tüchtig mithilft, rechne ich ihm hoch an.

* * *

Die Mittagsstunde ist die übelste Stunde am Tage. Da kommt alles, was kriechen kann, vor die Tür des Untersuchungszimmers und verlangt die „Ration". Die Ration

besteht aus 700 Gramm Reis mit etwas Salz oder zehn großen Bananen oder sechs Maniokstangen. Die Zubereitung des Essens besorgen die Leute selber.

Im Prinzip gebe ich die Ration nur denen, die von weit hergekommen sind, zu den Unbemittelten gehören und auf längere Zeit hier bleiben müssen. Ebenso verköstige ich diejenigen, die an dem betreffenden Tage für mich arbeiten. Aber diese bekommen um zwölf Uhr nur die halbe Ration. Die andere Hälfte wird ihnen am Abend verabreicht. Bekämen sie um zwölf Uhr alles, so wären sie imstande, nachmittags nicht mehr zu arbeiten.

Täglich jedoch kommen Fälle vor, wo mir zugemutet wird, von meinem Grundsatz abzugehen und Rationen, die nicht vorgesehen waren, verabreichen zu lassen. Da hat einer am Tage vorher für mich gearbeitet, ist heute unwohl, hofft aber morgen wieder zu arbeiten. Daraufhin verlangt er die Ration auch für heute. Oder es melden sich Kranke, die bisher Bananen und Maniok von ihrem Dorfe erhielten. Seit zwei Tagen ist die Zufuhr ausgeblieben. Vielleicht haben die zu Hause gerade kein Kanoe zur Verfügung; oder es waren keine Ruderer aufzutreiben; oder die Leute im Kanoe wurden unterwegs von den schwarzen Soldaten aufgegriffen, weil sie die Steuern für dieses Jahr noch nicht entrichtet haben; oder die Wildschweine haben die Pflanzung verwüstet.... Mit zwanzig möglichen Erklärungen des Ausbleibens der Zufuhr werde ich bearbeitet, bis ich zuletzt weich werde und G'Mba, der hinter dem Reistrog steht, Anweisung gebe, die Bittsteller bis auf weiteres auf die Liste der zu Fütternden zu setzen. Aber wie oft bleiben sie dann ständig darauf! Wenn die Angehörigen im Dorf einmal wissen, daß ich bei verzögerter Lebensmittelzufuhr die Ihrigen nicht verhungern lasse, ermäßigt sich ihr Eifer, sie zu versorgen.

Ein anderer Fall. Ein Kranker kommt mit Geld an und erhält mit den Seinen von mir gegen entsprechende Zahlung seine tägliche Ration. Sein Dorf ist viel zu weit weg, als daß man ihm von dort Nahrungsmittel zuführen könnte, oder es herrscht in seiner Gegend gerade Hungersnot. Die Krankheit zieht sich in die Länge, und das Geld geht ihm aus. Da steht er um zwölf unter dem Haufen der andern und bittet, bis auf weiteres mit verköstigt zu werden. Sein Zustand ist nicht so, daß ich ihn entlassen kann. Was will ich tun? Ich muß ihn und die Seinen füttern und mich zum Glauben aufraffen, daß er sein Versprechen, mir meine Auslagen einst zu erstatten, wahr machen wird.

Wie oft überfiel es mich, wenn es auf dem Straßburger Münster Mittag läutete, daß ich mir sagte: „Um diese Stunde wirst du dann in Afrika die Rations-Palawer haben und glücklich sein, wenn sie nicht länger als eine Stunde dauern."

Zu streng darf ich mit den Bittstellern nicht sein. Letzthin beginne ich einen Mann zu narkotisieren, der von zu Hause beköstigt wird. Wie ich ihn frage, ob er meiner Weisung gehorcht und im Hinblick auf die Narkose nichts zu Morgen gegessen hat, antwortet er: „Seit zwei Tagen habe ich nichts mehr zu essen." Weil ich mich gegen Angaben über Ausbleiben der Nahrungsmittelzufuhr so ungläubig zu zeigen pflege, haben er und seine Frau nichts mehr von ihrem Hunger zu sagen gewagt. Natürlich wurden sie sofort auf die Liste der zu Verpflegenden gesetzt.

Wenn ich nicht von der Arbeit weg kann, gibt G'Mba die Ration allein aus und entscheidet mit salomonischer Weisheit, ob neuen Gesuchen Folge zu geben sei oder nicht. Er ist viel zäher als ich. Daß ich ihn notgedrungen über den Reis frei schalten lassen muß, ist eine große Versuchung für ihn. Hoffentlich erliegt er ihr nicht.

Gewöhnlich werden zwischen zwanzig und dreißig Rationen im Tag ausgegeben. Oft aber auch mehr. Wie mancher Sack Reis ist schon aufgebraucht worden!

Gleich nach Pfingsten wird unser Reparationsplan umgeworfen. Statt weiter an der Wiederaufrichtung der zweiten Baracke für die Kranken arbeiten zu können, müssen wir in Eile die Zelle für die Geisteskranken in Angriff nehmen. Einer der Schlafkranken, ein junger Holzhauer mit Namen N'Gonde, hat nämlich, wie es bei dieser Krankheit manchmal vorkommt, Aufregungszustände und wird gefährlich. Zur Verfügung habe ich nur ein halbes Dutzend Bretter. Diese werden auf Pfosten genagelt, die in der Erde stehen, und geben so das Gerippe der Zelle ab. Die Zwischenräume werden mit armdicken Rundhölzern aus dem Wald ausgefüllt, die auf die Bretter genagelt werden. Baumeister dieser provisorischen Zelle ist Noël. Für mehr denn zehn Tage machen ihm die Rundhölzer und N'Gonde das Leben sauer; die Rundhölzer, die aus herrlichem afrikanischem Hartholz bestehen, dadurch, daß alle Nägel sich in ihnen verbiegen; N'Gonde, indem er immer wieder die verwundbare Stelle von Noëls Arbeit ausfindig macht und dann bei Nacht oder über dem Mittagessen ausbricht. Damit Noël arbeiten kann, muß ich den Patienten auf Stunden mit Skopolamin und Morphium betäuben. Wir haben keinen andern Raum für ihn, als die im Bau begriffene Zelle. Alle Unterkunftsräume des Spitals sind ja nur aus Bambus und Blätterziegeln hergestellt.

Kaum ist die Zelle fertig, so bricht der Boden unseres morschen Hühnerstalles unter der Last Noëls, der abends die Hühner zählt, durch, was auch die Seitenwände in Mitleidenschaft zieht. An eine Reparatur ist nicht zu denken, denn kein Nagel hält mehr in dem verfaulten Holz. Also

muß nochmals alle andere Arbeit liegen bleiben und in Eile ein neuer Hühnerstall gebaut werden ... in Eile, weil der alte nicht mehr die geringste Sicherheit gegen Schlangen und Leoparden bietet.

Ein afrikanischer Hühnerstall hat ganz anderen Anforderungen zu genügen als ein europäischer. Der Heerameisen wegen muß er ein Pfahlbau sein und auf möglichst wenigen Pfosten ruhen; des Leoparden wegen muß er sehr solid sein und auch ein Dach haben, in das die stärksten Leopardenpfoten kein Loch zum Durchschlüpfen reißen können; der Schlangen wegen muß er absolut dicht sein. Da mein Hühnerstall nur auf einem provisorischen Platze steht und vielleicht einmal an eine andere Stelle versetzt werden muß, heißt es überdies noch, ihn so bauen, daß er ohne große Mühe zerlegt und wieder zusammengesetzt werden kann.

Für solch ein Kunstwerk reichen Noëls Baukenntnisse nicht aus. Also muß ich im Tag zwei oder drei Stunden, die ich so notwendig für die Kranken brauchte, auf die Leitung des Baues des Hühnerstalles verwenden.

Zum Glück habe ich unterdes entdeckt, daß der Mann einer Schlafkranken etwas von Zimmermannsarbeit versteht. Da seine Frau schöne Fortschritte macht, willigt Monenzalie, so heißt der Mann, ein, bis auf weiteres gegen Essen und Geschenke regelmäßig für mich zu arbeiten. Leider kann er das Metermaß nicht lesen. Ich muß ihm also alle Maße als Bambusstücke in die Hand geben und die Arbeit ständig überwachen. Im übrigen ist er aber nicht ungeschickt. Wie ich in diesen Wochen ohne ihn fertig werden sollte, wage ich mir nicht auszumalen.

* * *

Am 21. Juni bringt der Flußdampfer endlich meine 73 Kisten. An demselben Tage trifft ein starkes Motorboot für die Missionsstation ein und zugleich ein 23jähriger neuer Missionar, ein Herr Abrezol, aus der Schweiz. Dieser hat in Europa gelernt, mit dem Motorboot umzugehen, und stellt sich mir gleich am Nachmittage mit demselben zur Verfügung, um die Kanoes zu schleppen, die meine Kisten am Landungsplatze des Flußdampfers holen sollen. Dort liegen sie auf Gras, unter freiem Himmel, dem Regen und den Dieben preisgegeben, wenn es nicht gelingt, sie alle vor der Nacht heimzubringen. Die katholische Mission leiht mir ihr großes Kanoe, das meine acht größten Kisten auf einmal fassen kann. Das Motorboot ermöglicht es, daß die Kanoes zwei Fahrten im Nachmittag machen. Zuletzt bei Sonnenuntergang kommt zufällig gar noch der kleine Dampfer eines holländischen Holzhändlers dahergefahren, der seit Wochen in Pflege bei mir liegt. Natürlich wird er zur Mithilfe beim Transport requiriert. Um acht Uhr abends sind alle Kisten, mit Ausnahme der Kiste mit dem Kochherd, in dem offenen Bootschuppen untergebracht. Dort müssen sie zwei oder drei Wochen bleiben, vor dem Regen soviel geschützt, als das durchlöcherte Dach des Bootschuppens schützen kann, und vor den Dieben soweit in Sicherheit, als die beiden Kranken, die ich als Wächter dort unterbringe, wachsam sind. Zum Ausladen fehlt uns die Zeit und der Platz.

Am andern Tage werde ich nach N'Gomo zu zwei kranken Missionarskindern gerufen, gerade in den Tagen, wo ich die Post fertig zu machen habe, die der Flußdampfer, der meine Kisten gebracht hat, bei seiner Rückfahrt mitnehmen soll. Nun muß ich die angefangenen Bestellungen liegen lassen. Das Motorboot mit seinem freundlichen Führer bringt mich nach N'Gomo, wo eine üble Grippe unter den

Kindern herrscht. Bis tief in die Nacht bin ich von quäkenden Säuglingen umgeben und lerne Negerweiber an, ihren Kindern nasse Wickel zu machen. Bananenblätter ersetzen die Gummileinwand. Die zwei Missionarskinder erholen sich gut.

Für die Rückfahrt wird das Motorboot mit 35 Stück Abfallhölzern und Abfallbrettern aus der Sägerei zu N'Gomo beladen. Jetzt kann der Hühnerstall fertig gemacht werden! Jetzt kann auch gleich die definitive Zelle für die aufgeregten Geisteskranken gebaut werden! Man muß im Urwald Afrikas gelebt haben, um zu ermessen, welchen Schatz ein Brett bedeutet.

Durch die Abfahrt von Missionar Pelot ist unterdessen das Doktorhäuschen frei geworden, dessen vier Zimmer uns nun zur Verfügung stehen. In Eile werden die dringendsten Reparaturen ausgeführt. Dann werden die Kisten ausgepackt. Schränke haben wir vorerst nicht. Dieselben werden erst aus großen Kisten hergestellt, die von vornherein darauf eingerichtet sind, mit Schäften ausgestattet und übereinandergestellt zu werden. Diese Arbeit kann erst nach und nach in Angriff genommen werden. Die Kisten aber müssen alle sogleich ausgepackt werden. Der offene Bootschuppen ist ein zu gefährlicher Aufenthalt für sie. Also bleibt nichts anderes übrig, als ihren Inhalt in den vier Ecken unserer Zimmer aufeinander zu türmen, alles durcheinander, Wäsche und Küchengeschirr, chirurgische Instrumente und Vorhänge, Schuhe und Medizinflaschen, Bücher und Verbandstoffe. Um das Gewünschte zu finden, müssen wir in diesem Haufen Grabungen veranstalten, wie die, die ägyptische Königsgräber schänden wollen. Etwas gemildert wird dieses Nomadenelend dadurch, daß ich mir in Voraussicht desselben durch freundliche Hände in Straßburg dutzendweise Säcke

aller Größen nähen ließ. In diese wird beim Auspacken das Gleichartige zusammengestopft.

Seit der dritten Woche unseres Hierseins haben wir ständig zwei oder drei weiße Kranke zu beherbergen. Um den Platz für sie frei zu machen, hat Noël sich auf die Veranda ausquartiert. Frau Herrmann hat die Güte, unsere Pfleglinge zu verköstigen, bis ich einen Koch habe.

Anfang Juli findet sich endlich ein Koch. Auf einer kleinen Reise mit Missionar Herrmann entdeckt Noël zufällig, daß einer der sie begleitenden Evangelistenzöglinge, mit Namen Biteghe, etwas vom Kochen versteht. Da die Evangelistenschule jetzt für drei Monate geschlossen wird und die Zöglinge auf ihre Dörfer in Ferien gehen, verhandle ich mit Biteghe, ob er mir nicht den Dienst leisten wolle, für diese Zeit als mein Koch hier zu bleiben. Es wird ausgemacht, daß er ein Moskitonetz als Geschenk und 70 Franken im Monat als Lohn erhält. Die letzteren sind ihm sehr willkommen, da er eine Anzahlung auf eine Frau, die er kaufen will, zu leisten hat. Er dient uns mit großer Anhänglichkeit.

Einen großen Dienst leistet mir Herr Morel, der auf acht Tage von Samkita herunter kommt, um alle Schlösser in meinem Hause und im Spital instand zu setzen. Nachher verbringt einer meiner weißen Kranken drei Wochen seiner Genesung damit, daß er für mich bastelt. Seine Hauptaufgabe ist, die Kisten, die als Schränke dienen sollen, instand zu setzen und sie mit Schlössern zu versehen.

Am 18. Juli trifft Fräulein Mathilde Kottmann, die Pflegerin aus Straßburg, ein. Das Dunkel beginnt sich zu lichten. Nun kann es nicht mehr vorkommen, daß unsere weißen Kranken die Betten mit Tischtüchern statt mit Leintüchern bezogen bekommen. Noël hat nichts mehr mit dem Füllen der Lampen, dem Abkochen des Trinkwassers und

der wöchentlichen Wäsche zu tun. Auch braucht er abends nicht mehr die Hühner zu zählen und die Suche nach etwa gelegten Eiern zu leiten. Ich selber werde der Aufsicht über die Küche und das Geschirr enthoben. Langsam wandern die Haufen, in denen wir Grabungen veranstalteten, in die aus übereinandergestellten Kisten hergerichteten Schränke.

Vorerst freilich hat Fräulein Kottmann auf Wochen hinaus so viel im Hause und mit den weißen Kranken zu tun, daß sie für das Spital noch kaum in Betracht kommt. Dafür ist Joseph endlich angekommen und hat seinen Dienst angetreten. Wie lange er bleiben wird, weiß ich nicht. Das Holzhandelfieber hat auch ihn ergriffen. Er und einige Freunde haben eine große Fläche Wald gepachtet, um sie mit auf ein Jahr angeworbenen Tagelöhnern auszubeuten. Ich muß ihm versprechen, daß er jederzeit Urlaub haben kann, um nach seinen Angelegenheiten zu sehen. Vorerst vertritt ihn seine Frau als Aufseher der Arbeiter auf dem Holzplatz, der drei Tagereisen von hier entfernt ist. Ich fürchte aber, daß Joseph, wie so viele Eingeborene, die sich im Holzhandel selbständig machen, Geld verlieren statt gewinnen wird.

Große Freude macht mir, daß einige der wenigen eingeborenen Holzhändler, die es zu etwas gebracht, mir auf Anregung von Emil Ogouma ansehnliche Gaben für den Betrieb des Spitals geben. Sie wollen womöglich die Summe beisteuern, die die Herreise von Fräulein Kottmann kostet. Aber ich weiß nicht, ob so viel zusammenkommen wird.

In der Zeit nach Pfingsten fühle ich mich eine Reihe von Wochen nicht wohl. Ich muß mich zur Arbeit schleppen. Kaum bin ich mittags und abends vom Spital wieder heraufgekommen, muß ich mich hinlegen. Ich bin nicht einmal fähig, die notwendigen Bestellungen an Medikamenten und

Verbandstoffen zu erledigen. Die Hauptschuld an diesem Unwohlsein trägt wohl das Dach des Spitals. Ich hatte nicht beachtet, daß es wieder einige kleine Löcher aufweist, und werde mir so wohl einige kleine Sonnenstiche geholt haben. Ein geflicktes Blätterdach sollte man eigentlich jeden Tag prüfen. Der geringste Windstoß genügt, um die morschen Blätterziegel so gegeneinander zu verschieben, daß ein neues Loch entsteht.

* *
*

Zu einem guten Teil rührt das Unwohlsein aber wohl auch von der Anstrengung im Spital und den Aufregungen beim Bauen her. Ich habe mir mein Bauprogramm zu weit gesteckt, indem ich darin auch das Brennen von Backsteinen vorsah. Zu dieser Arbeit hat man in Lambarene nur einige Wochen. Gedeckte Räume zum Trocknen der Backsteine gibt es nicht. Also muß man sie auf dem Boden in der Sonne trocknen. Dazu taugen nur Juli und August, wo es hier gewöhnlich nicht regnet. Herrlicher Lehm ist auf der Station in Menge vorhanden, ebenso ein, wenn auch etwas zerfallener Ofen zum Brennen der Backsteine. Auch eine große flache Tenne zum Trocknen der Backsteine ist unten beim Sumpf, wo der Lehm gewonnen wird, vor Zeiten eingeebnet worden. Nun ist sie, da sie seit Jahren nicht benutzt wurde, fast wieder zur Wildnis geworden.

Backsteine wären mir erwünscht, um meine von Europa erwartete Wellblechbaracke auf einen Backsteinunterbau setzen zu können, damit in den Zimmern mehr Luft ist und ich einige Räume zu ebener Erde gewinne, zum Aufbewahren von Kisten, Vorräten und Geräten. Dann möchte ich

auch einige der noch geplanten Gebäude des Spitals mit festen Wänden statt nur mit Wänden aus Bambusrohr und Raphiablättern aufführen.

Vergebens suche ich einen Eingeborenen zu finden, der das Herstellen der Backsteine übernehmen will. Es sind manche da, die es bei Herrn Morel oder auf der katholischen Mission gelernt haben. Aber alle gehen sie nach Gold im Holzhandel. Ein einziger bietet sich mir an, verlangt aber dafür zugleich als Heilgehilfe angestellt zu werden. Also mache ich mich selbst ans Werk, obwohl ich von Ziegelbrennen nicht viel mehr weiß, als was davon in der Bibel steht, da Pharao das Volk bedrückete. Und daß man das Volk bedrücken muß, um Backsteine zu bekommen, erfahre ich zur Genüge, wo ich selber zum Pharao werde. Zuerst heißt es, die Tenne zum Trocknen der Backsteine freilegen. Was im Spital auf Füßen stehen kann, wird morgens aufgeboten und mit Beil oder Buschmesser an den Sumpf geschickt, Männer wie Weiber. Die Arbeit eilt, denn eigentlich stehen wir schon im Beginn der trockenen Jahreszeit, obwohl noch fast jeden Abend Gewitter niedergehen. Viele suchen sich der Arbeit zu entziehen, indem sie morgens angeblich auf der Fischerei sind. Daß ich Backsteine machen will, läßt einen Eifer zum Fischen entbrennen, als sollte der ganze Ogowe ausgefischt werden. Nun muß ich gegen die Widerspenstigen vorgehen. Sie bekommen die Essensration gekürzt, oder ihre in Heilung befindlichen Geschwüre werden nicht mehr verbunden. Jeden Abend halte ich eine Ansprache und lege ihnen vor, wie wenig Arbeit ich eigentlich von ihnen verlange und daß alles für das Spital ist. Auch Geschenke werden versprochen. Aber was an täglicher Arbeit geleistet wird, ist wenig. Ein Monat vergeht, bis nur die Tenne einigermaßen freigelegt ist. Dafür aber beginnt sich

mein Ruf als guter Mann zu verflüchtigen. Ein Engländer hört zu, wie eine Negerfrau in Igendja, unterhalb N'Gomo, zu einer andern sagt: „Nein, geh' nicht zum Doktor nach Lambarene hinauf. Er ist böse geworden und zwingt die Menschen zur Arbeit." Überall redet sich's herum: „Der Doktor bedrückt das Volk, um Backsteine zu bekommen."

Vier- oder fünfmal am Tage eile ich an den Sumpf hinaus, um die Arbeiter anzuspornen. Nachts träume ich von Backsteinen. Aber Pharao und Fronvogt in einer Person zu sein, geht über die Kräfte eines Menschen. Zuletzt muß ich mein Beginnen aufgeben und Backsteine Backsteine sein lassen.

Die Kunde, daß ich aufhöre, Pharao zu sein, wird im Spital mit hörbarer Befriedigung aufgenommen. Melancholisch singe ich mir den Vers aus dem schönen Choral „Beschwertes Herz, leg ab die Sorgen" vor, in dem es heißt:

„Ach, laß Ägyptens eitles Wesen,
Die Stoppeln und die Ziegel steh'n!"

Und wie wohl tue ich daran, dem schönen Vers zu folgen! Das Wetter hätte mein Unternehmen so wie so vereitelt. Die trockene Jahreszeit kommt nicht. Im Juli regnet es noch immer. Durch einen solchen Regen verliert die katholische Mission in N'Djole in wenigen Nächten über dreißigtausend Backsteine, die am Trocknen waren.

Daß die trockene Jahreszeit ausbleibt, ist etwas, was die Eingeborenen bisher nicht erlebt haben und wovon sie die alten Leute auch nicht erzählen hörten. Manchen Christen bereitet dies Anstoß. Da die Sprache der Eingeborenen keine Ausdrücke für Sommer und Winter bietet, haben die Missionare im ersten Buche Mosis die Verheißung Gottes nach der Sintflut übersetzt: „Solange die Erde steht, soll nicht

aufhören Regenzeit und trockene Jahreszeit, Tag und Nacht!" Jetzt sollen sie darüber Auskunft geben, wie es zugeht, daß es sich mit dem Wetter anders ereignet, als in der Schrift steht.

* * *

Im Juli werden wir durch den Tod des neuangekommenen Missionars Abrezol in tiefe Trauer versetzt. Er ertrinkt morgens bei Sonnenaufgang beim Baden in einem See bei N'Gomo vor den Augen von Missionar Herrmann und Noël, mit denen er eine Fahrt von einigen Tagen unternommen hat. Seine Leiche wird gefunden. Aber sie kann nicht nach Lambarene gebracht werden, da das Motorboot durch das Auffahren auf eine Sandbank defekt wird. So wird er auf dem Hügel von N'Gomo bestattet. Er war ein lieber und außerordentlich tüchtiger Mensch, der unser aller Herzen gewonnen hatte.

Anfangs August kommen Herr und Frau Morel auf vierzehn Tage hierher, um von hier die Heimreise nach dem Elsaß anzutreten. Sie müssen den Flußdampfer hier nehmen, da es nicht sicher ist, ob er bei etwa eintretendem niederem Wasserstand bis Samkita hinauffährt.

In der Nähe der Mädchenschule erlegt Herr Morel eine Riesenschlange (Boa constrictor). Da sie mit meinem Gewehr geschossen ist, bekomme ich, wie sich's gebührt, die Hälfte für das Spital. Leider ist sie nur fünfeinhalb Meter lang und nicht besonders fett. Bei der Verteilung des Leckerbissens kommt es fast zu einer Schlägerei unter den Kranken.

In der vorletzten Augustwoche, gleichzeitig mit Herrn Morel, fährt Noël ab. Ich weiß nicht, wie ich diesem lieben

Gefährten für alle Güte und alle Hilfe, die er mir angedeihen ließ, danken soll. Seine virtuos gehandhabte Schreibmaschine wird meiner vom Schreibkrampf ermüdeten Hand sehr fehlen. Ihm selber aber wird es in den Vorlesungen zu Oxford wie ein Traum vorkommen, daß er in Afrika Doktorsgehilfe, Zimmermann, Aufseher, Totengräber und noch etliches mehr war.

Ständig hat das Doktorhäuschen weiße Kranke zu beherbergen. Einige bleiben eine Reihe von Wochen. Kurz nach Noëls Weggang sind einmal vier miteinander da. Diejenigen, die nach monatelangem Kampieren auf dem Holzplatz zu mir kommen, können es zuerst gar nicht fassen, daß sie nun in einem richtigen, sauberen Bett liegen. Eine Holzhändlersdame, die die Einsamkeit des Urwaldes mit ihrem Manne teilte, muß sich erst wieder daran gewöhnen, mehrere Weiße beieinander zu sehen.

Nun habe ich auch meinen ständigen Koch. Es ist Alois, der auch schon während meinem ersten Aufenthalt bei mir in Dienst war. Er versteht es vorzüglich, von Fräulein Kottmann angeleitet, den Kranken mit bescheidenen Mitteln liebliche und abwechslungsreiche Kost zu bereiten. Einer meiner Patienten hatte, bei schwerem Fieber, mehrere Wochen nichts zu essen als Konserven in Büchsen, die er sich nicht einmal wärmen konnte.

Die weißen Kranken rekrutieren sich aus allen Nationalitäten. In mein kleines Fremdenbuch haben sich schon Engländer, Schweizer, Holländer, Schweden, Kanadier und Amerikaner eingetragen. Die meisten kommen wegen Fußgeschwüren oder Malaria. Auch zwei Fälle des gefürchteten Schwarzwasserfiebers lagen bei mir, ein sehr schwerer und ein gerade im Beginn befindlicher. Das Schwarzwasserfieber entsteht dadurch, daß bei Malaria

unter noch nicht ganz aufgeklärten Bedingungen eine massenhafte Auflösung von roten Blutkörperchen eintritt. Die Überreste derselben verstopfen die Nieren und bringen so den Patienten in Todesgefahr. Der rote Farbstoff der zerfallenen Blutkörperchen erscheint im Urin und färbt ihn dunkelrot. Daher der Name Schwarzwasserfieber. Die Behandlung besteht darin, daß man dem Zerfall der roten Blutkörperchen ein Ende zu setzen sucht. Am sichersten erreicht man dies, indem man alle acht Stunden einen halben Liter dreiprozentiger, steriler Kochsalzlösung unter die Haut injiziert. Dies ist sehr schmerzhaft, wirkt aber, wenn es noch einigermaßen rechtzeitig unternommen wurde, in der Regel rettend. Um die Nierentätigkeit anzuregen, gibt man Cyanquecksilber (Hydrargyrum oxycyanatum) in einprozentiger Lösung intravenös, ein bis zwei Kubikzentimeter im Tag.

Ein Amerikaner mit zahlreichen tiefliegenden Muskelabszessen gibt mir viel zu tun. Kaum hat man einen eröffnet, kündigt sich schon ein neuer an. Bisher hat mein Messer acht aufgesucht. Wie lange der durch einen fünfjährigen Tropenaufenthalt und durch aufreibende Tätigkeit auf dem Holzplatz geschwächte Mann diese Eiterungen und das damit gegebene andauernde Fieber aushalten wird, weiß ich nicht.

Solche in der Mehrzahl auftretende Abszesse sind hier sehr häufig, bei Weißen wie bei Schwarzen. Das Schwarzwasserfieber aber kommt bei den Schwarzen nicht vor.

Ein Matrose, der es auch mit dem Holzhandel versuchen wollte, wird, nach einem Aufenthalt von nur wenigen Wochen, mit einer Pneumonie, schon röchelnd, zu mir gebracht und stirbt alsbald. Auf seiner Brust sind die Worte „Kein Glück" eintätowiert.

Im Negerspital unten liegt ein Mann, dem auf dem Holzplatz der rechte Oberschenkelknochen durch einen Ast eines fallenden Baumes in drei Stücke gebrochen wurde. Geduldig fügt er sich darein, daß er mit ausgestrecktem und mit schwerem Gewicht belastetem Bein ruhig liegen muß und wird wohl geheilt werden. Bei früheren Patienten mit Oberschenkelbrüchen mußte ich von dieser die beste Heilung versprechenden Methode absehen und ihnen das Bein eingipsen, weil sie nicht stille liegen wollten.

Zurzeit wird jeden Morgen, beim Verbinden, „der Leopardenmensch" aufgerufen. Es ist ein stiller junger Mann, der während des Schlafes in seiner Hütte vom Leoparden überfallen wurde. Dieser schlug ihm seine Pranke in den rechten Oberarm, ließ aber von ihm ab, als die Leute mit Licht herbeieilten. Da die Schwarzen die furchtbare Infektion, die die Verletzung durch Leopardenkrallen mit sich bringt, aus Erfahrung kennen, schafften sie den Überfallenen sogleich ins Kanoe, um ihn zu mir zu bringen. Als sie nach zwölf Stunden ankamen, war der Oberarm bereits prall geschwollen und äußerst schmerzhaft. Auch Fieber hatte sich schon eingestellt. Auf der Haut aber war von der Verletzung nichts zu sehen als vier kleine, wie mit Nadeln gemachte Stiche. Beim Eröffnen mit dem Messer zeigte sich dann, daß die Krallen das Muskelgewebe bis auf den Knochen zerfetzt hatten. Jetzt ist unser Leopardenmensch bald entlassungsfähig. Um sich nützlich zu machen, hilft er beim Bügeln mit.

Auch N'Gonde, der Schlafkranke, für den die Isolierzelle gebaut werden mußte, ist geheilt. Da er keine Heimat und keine Verwandten hat, will er dauernd als Faktotum in meinem Dienst bleiben. Seine Hauptbeschäftigung ist das Flikken von Dächern, worin er Meister ist. Kaum ging es ihm

besser, so sagte er mir: „Du hast mich gesund gemacht, nun kauf mir auch eine Frau." Darauf ging ich nicht ein. Aber eine Sparbüchse zum Kaufe einer Frau bekommt er angelegt. Seit er Dachdecker geworden ist, will er nicht mehr N'Gonde, sondern Ambrosius heißen.

Frau Herrmann und Fräulein Arnoux haben die Freundlichkeit, zwischen qualmenden Feuern und brodelnden Kochtöpfen bei Sonnenuntergang die Abendandacht im Spital zu halten. Die Gespräche über gehörte Bibelstellen spinnen sich oft noch länger fort. So stellte ein Neger, noch einer von den wirklichen Wilden, Fräulein Arnoux zur Rede, daß sie vorgelesen hätte, niemand habe Gott je gesehen. Das sei falsch. Er habe einmal Gott abends im Walde zu Gesicht bekommen.

Soeben, abends über dem Schreiben, werde ich in ein auf dem andern Ufer gelegenes Negerdorf gerufen, um Belebungsversuche mit einem neugeborenen Kinde anzustellen. Ich finde es nackt und eiskalt, mit allerlei Kräutern bedeckt, in den Händen der alten Weiber. Nach anderthalb Stunden habe ich es soweit, daß es anfängt richtig zu atmen. Und gleich lasse ich mir von dem Vater fünfhundert Blätterziegel, lieferbar in vierzehn Tagen, als Geschenk versprechen. Meine Moralität beginnt wirklich zu sinken. Wie ich als Knabe jede auf Besuch kommende Tante fragte, ob sie mir auch etwas mitgebracht habe, so heische ich jetzt von jedem, der mit mir zu tun bekommt, Blätterziegel und dergleichen. Mein Traum ist, einmal ausgebaut zu haben und wieder nur Arzt sein zu dürfen, nicht mehr Blätterziegel erpressen zu brauchen, nicht mehr Fronvogt zu sein, der die Leute von den Kochtöpfen zur Arbeit aufjagt und alle ihre Schliche, sich dem Fronen zu entziehen, kennen und zunichte machen muß. Aber bis dahin ist es noch lange.

Die Missionare von Talagouga waren so gut, mir in einigen Dörfern dort oben, wo noch nicht so viel Holzhandel ist, 3000 Blätterziegel heften zu lassen. Über 100 Kilometer stromaufwärts muß ich also mein Kanoe senden, um mir das Material für meine Dächer zu holen! Zur Hinauffahrt allein brauchen die Leute an die drei Tage. Und jedesmal faßt das Kanoe nur 6—800 Blätterziegel.

Was ich mir so mit großer Mühe und großen Kosten verschaffe, reicht nur für die Flickarbeit und das Decken der neuen Krankenbaracken aus. Auf die so dringende totale Erneuerung des Daches meines Wohnhauses und der Wellblechbaracke mit dem Untersuchungszimmer und dem Operationssaal muß ich verzichten. Mit großer Sorge sehe ich deshalb der Tornadozeit entgegen.

Immer stärker setzt der Regen ein. Daß wir keine trockene Jahreszeit hatten, ist ein großes Unglück. Dadurch ist es den Leuten unmöglich geworden, Wald auszuroden und abzubrennen und so neues Land mit Bananen anzupflanzen. Wir gehen also einem Hungerjahr entgegen.

Weil die Wasser ständig hoch blieben, haben die Eingeborenen auch keine großen Fischzüge machen können. Nirgends finden sich Vorräte von geräucherten Fischen, die sonst auf Monate hinaus den Fleischbedarf deckten. Die katholische Mission, die gewöhnlich mit allem gut versehen ist, hat kaum 500 kleine Karpfen für ihre Schulkinder zusammengebracht. Tapfer macht sich deshalb der Pater Superior, ein vorzüglicher Schütze, auf die Nilpferdjagd. Mit zwölf Knaben fährt er tageweit auf die Suche nach diesem Wild. Da heißt es, im Regen auf den Sandbänken oder am Sumpf nächtigen. Vielleicht müssen sie nach zwei oder drei Wochen ohne Beute heimfahren; vielleicht auch haben sie das große Kanoe zum Sinken mit geräuchertem

Nilpferdfleisch gefüllt. Dann ist der Schulbetrieb für den Winter gesichert. Ein Negerknabe, der zwei- oder dreimal in der Woche Fleisch bekommt, ist willig und lernbegierig; ohne Fleisch ist er ein verdrossenes Geschöpf, das, auch wenn man es mit Reis vollstopft, immer über Hunger klagt. Die Urwaldbewohner haben einen geradezu krankhaften Fleischhunger.

Bei meinem Erzählen fürchte ich, viel zu viel von der Afrikaprosa geredet zu haben. Aber worin man ertrinkt, des geht der Mund über.

Wer in solchen afrikanischen Verhältnissen Gutes tun will, muß darum kämpfen, daß er von diesen kleinen und großen Alltagsschwierigkeiten nicht aufgerieben wird und die volle Freudigkeit zum Wirken behält. Darum sollen die Freunde in der Ferne auch etwas von der Afrikaprosa miterleben. Sie können dann ermessen, wie gut es tut, hier Liebe aus der Ferne zu erfahren.

* *
*

Ich kann nicht schließen, ohne allen denen aus tiefem Herzen zu danken, die durch ihre lieben Gaben an meinem Werke beteiligt sind. Die Afrikaarbeit und die finanzielle Sorge miteinander zu tragen, ginge über meine Kräfte. Aus der Ferne drücke ich denen, die durch ihre lieben Gaben die finanzielle Last mit auf ihre Schultern nehmen, ergriffen die Hand und versichere sie, daß ich als ihr Beauftragter mit ihren Mitteln viel Gutes zu schaffen vermag. Wie froh bin ich, daß ich es im Vertrauen auf die Freunde meines Werkes wagen durfte, die Vorräte an Medikamenten und Verbandstoffen kommen zu lassen und mir Bretter und

Wellblech zu beschaffen, um in Zukunft nicht mehr so viel Not mit undauerhaften Bauten und der Beschaffung von undauerhaftem Material zu haben. Wie glücklich bin ich auch, daß ich genügend Reis für meine Kranken kaufen kann! Was das Gute, das ich hier mit den mir zur Verfügung gestellten Mitteln ausrichten kann, für die Menschen dieser Gegend bedeutet, läßt sich in Worten kaum ausdrücken. Der Leben, die in diesen Monaten gerettet werden konnten, sind manche, und der Schmerzen und Qualen, die behoben wurden, gar viele. Die Eingeborenen wissen, daß das Spital, in dem sie so viel Gutes erfahren, von Menschen in Europa erhalten wird, die Barmherzigkeit an ihnen tun wollen. In schönen und auch in rührend ungeschickten Worten bin ich manches Mal gebeten worden, die Kunde ihrer tiefen Dankbarkeit über das Meer gelangen zu lassen.

ZWEITES HEFT

HERBST 1924 BIS HERBST 1925

III. SPÄTHERBST UND WEIHNACHTEN 1924

Das große Ereignis, seitdem ich den Freunden das erste Heft „Mitteilungen aus Lambarene" zusandte, ist, daß ich jetzt einen zweiten Arzt als Helfer neben mir habe. Schneller als ich zu hoffen wagte, hat sich dieser Traum erfüllt. Seit dem 19. Oktober teilt der elsässische Landsmann Viktor Neßmann meine Arbeit. Er ist der Sohn eines elsässischen Pfarrers, der seinerzeit mein Studiengenosse in Straßburg war.

Die Hilfe kam zur rechten Zeit. Keinen Tag weiter hätte ich mehr die doppelte Last des Baumeisters und des Arztes tragen können. Wie habe ich darunter gelitten, daß so viele Untersuchungen von Kranken, die hätten vertieft werden sollen, nicht durchgeführt wurden, weil Zeit und Kraft auch bei der höchsten Anspannung der Energie nicht reichen wollten! Und welche Unruhe bereitete es mir, daß ich bei den so energischen und gefährlichen Kuren, wie sie manche tropischen Krankheiten erheischen, den Kranken nicht genug nachgehen konnte. Wie oft hätte das Mikroskop und das Reagenzglas befragt werden sollen, und blieben unbefragt! In Chirurgie wurde auch nur das Allernotwendigste unternommen.

So bedeutet das Tuten des Flußdampfers, der mir den Landsmann bringen soll, die Erlösung aus der Pein unfreiwillig zu oberflächlich betriebener Medizin. Rasch werden die Kanoes bemannt. Mild geht der erste Regen der eben einsetzenden Regenzeit nieder, während wir am Flußdampfer anlegen und der junge Landsmann, der noch nicht weiß, was Müdigkeit ist, mir vom Deck herunter zuwinkt. „Jetzt sollen Sie ruhen und ich übernehme alle Arbeit", sagt er beim ersten Händedruck. „Gut," antworte ich, „dann begin-

nen Sie damit, daß Sie das Umladen Ihrer Koffer und Kisten in die Kanoes leiten." Dies ist schon eine Probe auf Tüchtigkeit für Afrika. Auf dem Flußdampfer liegen Kisten und Koffer durcheinander. Jeder muß sich das Seinige aus den verschiedenen Haufen zusammensuchen und auf seine Schwarzen achten, daß sie nichts davon stehen lassen, keine fremden Kisten und Koffer mit verladen, nichts in den Fluß fallen lassen und die Frachtstücke in dem Kanoe gut verteilen. Der neue Doktor, von den Schwarzen ob seiner Jugendlichkeit bestaunt, zeigt sich als umsichtiger Verlader. Auf der Heimfahrt bringe ich fast kein Wort heraus, so erdrückt bin ich durch die Tatsache, den ärztlichen Helfer neben mir zu haben. Wie eine Wonne erlebe ich es, mir eingestehen zu dürfen, wie müde ich bin.

Was sich beim Umladen zeigte, wird in den nächsten Tagen fort und fort bestätigt. Der neue Doktor ist für Afrika wie geschaffen. Er ist praktisch veranlagt, versteht zu organisieren und weiß die Eingeborenen zu nehmen. Auch besitzt er Humor, ohne welchen man hier nicht auskommt. Bei den Schwarzen heißt er, trotz seiner stämmigen Gestalt, der „kleine Doktor". „Klein" bedeutet nämlich nach dem hiesigen Sprachgebrauch „jung".

Rasch lebt er sich in den ärztlichen Betrieb ein. In den ersten Wochen freilich fällt er zuweilen noch aus der Rolle. Hat er sich für den Eintrag in das Krankenbuch den ganz unmöglichen Namen eines ganz Wilden mühsam zusammenbuchstabiert, so ist er imstande, in aller Unschuld, aus europäischer Gewohnheit noch nach dem Taufnamen zu fragen.

Mitte November verlieren wir den getreuen zweiten Heilgehilfen G'Mba durch den Tod. An Allerheiligen und Allerseelen auf Urlaub bei Verwandten weilend, kommt er auf der Heimfahrt in heftigen Regen und erkältet sich. Alsbald

bricht ein Fieber aus, dessen wir mit allen Mitteln nicht Herr werden. Er selber gibt sich von der Schwere der Erkrankung Rechenschaft. Nach zwei Wochen hat das Fieber seine Lebenskraft gebrochen. Die letzten Tage verbringt er im Coma. Die angstvoll flehenden Augen, die er auf uns richtete, wenn wir uns mit ihm beschäftigten, kann ich nie vergessen. Sein Tod geht uns allen sehr nahe.

G'Mba war aus innerem Beruf Heilgehilfe geworden. Er liebte seine Arbeit. Nur war er nicht dazu zu bringen, auch die Sorge für Ordnung und Reinlichkeit im Spital unter seine Pflichten zu rechnen. Er konnte es ruhig mit ansehen, daß die Weiber der Kranken die Küchenabfälle und den Unrat einfach vor die Baracken warfen, statt sie auf den Misthaufen zu tragen. Als ich ihn wieder einmal deswegen zur Rede stellte, antwortete er: „Was willst du, daß ich ihnen sage? Meine eigene Frau gehorcht mir nicht. Wie sollen da andere Weiber auf mich hören?"

Auch Joseph mag sich nicht mit den nichtmedizinischen Angelegenheiten des Spitalbetriebs abgeben, weil damit Palaver mit den Kranken und ihren Angehörigen verbunden sind. Ich kann es ihm eigentlich nicht verargen. Es ist hier sehr schwer, daß ein Eingeborener, in welcher Stellung er auch sei, sich Gehorsam bei seinesgleichen verschaffe. Auch auf den Holzplätzen wird die Arbeit dadurch außerordentlich erschwert, daß es nicht gelingt, schwarze Aufseher zu finden, die Autorität haben. Also müssen der neue Doktor und ich die Aufseherdienste im Spital und um es herum übernehmen und gar viel Zeit auf kleine und große Palaver verwenden, die eigentlich Sache unseres Personals wären. Es kommt vor, daß der neue Doktor, der mich in dieser Hinsicht entlastet, wo er nur kann, zwei Stunden mit einer Untersuchung zubringen muß, welches Weib es war, das die

Küchenabfälle auf den Weg warf. Auch als Untersuchungsrichter bewährt er sich.

An G'Mbas Stelle tritt Dominik, einer unserer Genesenden, der sich ziemlich anstellig zeigt. Freilich, er kann weder lesen noch schreiben. Gerne möchte ich noch zwei oder drei weitere Heilgehilfen einstellen. Trotz der guten Löhne und der guten Verpflegung, die ich biete, finde ich keine. Eine Anstellung, bei der man oft nicht die volle Mittagspause hat und unter Umständen bis weit in die Nacht hinein arbeiten muß, ist nicht nach dem Geschmack der hiesigen Schwarzen. So müssen wir viele Arbeit tun, die wir gut auf eingeborene Heilgehilfen abladen könnten, und dafür als Ärzte gar manches versäumen.

Glücklicherweise beherrscht Joseph die Technik der intravenösen Einspritzungen, die in der Behandlung der tropischen Krankheiten eine so große Rolle spielen. Unter gebührender Beaufsichtigung kann man ihm diese Arbeit fast ganz überlassen. Sie nimmt oft seinen ganzen Morgen in Anspruch.

* *
*

Die Anwesenheit des neuen Doktors erlaubt mir, wenn es sein muß, fast den ganzen Tag den Bauarbeiten zu widmen. Zuerst werden die beiden schon vorhandenen Baracken mit Betten ausgestattet. Bisher hatte ich genug damit zu tun gehabt, Dächer zu decken und Dächer zu flicken. Zuerst gilt es, sich die Hölzer für einige Betten, womit natürlich Pritschen gemeint sind, zu beschaffen. Zu diesem Zwecke zieht der neue Doktor eines Morgens mit einem Trupp in den Wald hinaus. Es ist seine erste Fahrt als Holzhauer. Fast passiert es ihm dabei, daß er, von den Schwarzen falsch be-

raten, einen Kakaobaum zur Strecke bringt, der von einer alten Pflanzung her noch in einer Lichtung steht. Ich selber zimmere die Betten mit Minköe, einem 17jährigen Eingeborenen aus Samkita, den mir Frau Missionar Morel ganz elend, mit einem großen Fußgeschwür behaftet, zu Beginn des Sommers zugesandt hatte. Durch Neosalvarsan geheilt, macht er sich nun nützlich, wo er kann. Sein Plan ist, später als Heilgehilfe bei mir einzutreten. Gegen Abend kommt dann gewöhnlich der neue Doktor dazu, um sich im Hantieren mit Hammer und Säge von der Medizin auszuruhen.

Bei meinem ersten Aufenthalt hatte ich den Eingeborenen die Herstellung der Betten überlassen. Dies mag ich diesmal nicht wieder tun. Was sie sich selber zurechtzimmern, bricht nach kurzer Zeit zusammen, weil sie dazu aus Bequemlichkeit Weichholz nehmen, in das die Termiten gehen. Man kommt dann aus der Flickerei nicht heraus, wie ich es damals genugsam erfahren habe.

Betten, wie ich sie brauche, müssen aus gutem Hartholz hergestellt sein; auch sollen sie von ihren in der Erde stehenden Pfosten heruntergehoben, in die Sonne gebracht und gereinigt werden können; ferner müssen sie in zwei Reihen übereinander gelegt werden, wie die Lager eines Schlafwagens, damit der Raum unter den Dächern vollauf ausgenützt wird. Diese dauerhaften und zweckmäßigen Betten muß ich selber zimmern. Die Gestelle werden aus Hartholzknüppeln zusammengenagelt und ruhen auf Hartholzpfosten, die in der Erde stehen. Die Liegefläche wird aus langen, schmalen Bambusstreifen hergestellt, die mit Lianen nebeneinander auf eine Lage von gleichmäßig dicken, regelmäßigen Knüppeln aufgebunden werden.

Am einfachsten wäre es, wenn ich Pritschen aus Brettern anfertigte. Aber ich habe keine Bretter und habe auch keine

Aussicht, solche in der nächsten Zeit in genügender Anzahl beschaffen zu können. So muß ich mit Knüppeln und mit Bambus bauen, was mich teurer kommt als die teuersten Bretter und mir dazu viel mehr Arbeit verursacht. Wie viele Tage gehen mit der Beschaffung des Materials verloren! Wie viele Essensrationen und Geschenke muß ich an die Leute vergeben, die unter der Führung Minköes die vielen Fahrten in die Wälder und Sümpfe unternehmen! Für Bambus muß ich die Kanoes in einen Sumpf etwa 20 Kilometer stromaufwärts senden. Einigermaßen gerade gewachsenes Hartholz, wie ich es brauche, muß mühsam im Innern des Waldes zusammengesucht und oft sehr weit durch Gestrüpp getragen werden, durch das man sich erst mit Axt und Buschmesser einen Weg bahnen muß.

Einmal schickte ich, unter Aufwendung bedeutender Geschenke, die Rudermannschaft eines bei mir zur Pflege befindlichen Europäers nach Hölzern für die Betten aus. Die Leute, die mir für drei Tage zur Verfügung gestellt sind, scheinen eifrig. Sie kommen spät in der Nacht zurück und bringen jedesmal ein Kanoe voll Holz heim. Da wir gerade sehr viel zu tun haben, komme ich nicht dazu, ihre Lieferungen auch auf Qualität zu prüfen. Nachdem sie mit ihrem Herrn fort sind, stellt sich heraus, daß sie lauter ganz unbrauchbares Weichholz gebracht haben, wie man davon am Ufer des Flusses, hundert Meter unterhalb des Spitals, in einer halben Stunde ein ganzes Kanoe voll schlagen kann. Nur wußten sie nicht, daß in einigen Wochen ihr Herr zu einer Nachkur zurückkehren würde. Als sie mir dann wieder in die Hände kamen, bezahlten sie es mit manchem Schweißtropfen, daß sie es mit dem Unterschiede zwischen Weichholz und Hartholz in Ansehung meiner Person zu leicht genommen hatten.

Endlich sind ungefähr 40 Betten fertig. Nun muß eine verschließbare Hütte hergestellt werden für die Aufbewahrung der Paddeln und der Arbeitsgeräte. Dringend bedürfen wir auch eines Raumes zum Lagern der Bananen und der Reissäcke und eines mit Schäften versehenen großen Verschlages zum Sortieren und Aufstapeln der Blechbüchsen, Fläschchen und Flaschen, in denen wir den Kranken die Arzneien mitgeben. Wie einfach wäre dies alles, wenn Bretter vorhanden wären! Wie kompliziert und mühsam wird es, wenn man mit Knüppeln arbeiten muß, die dazu noch erst von weit her geholt werden müssen. Und welche Schwierigkeit, mit solchem Material diebessicher zu bauen!

Manchmal ruht die Arbeit tagelang, weil die Leute sich weigern, in den Wald zu fahren. Sie wollen sich von der vorhergehenden Expedition erst gründlich ausruhen. Oder es regnet. Bei Regen bringt man die Schwarzen Äquatorialafrikas nicht an die Arbeit. Ein Regentag gilt als ein von Gott geschenkter Ruhetag. In dieser Abneigung vor dem Naßwerden haben sie nicht unrecht. Da alle Eingeborenen hier mehr oder weniger mit Malaria infiziert sind, kann die geringste Erkältung einen Fieberanfall auslösen. Ich selber achte darauf, daß sie so wenig wie möglich im Regen zu tun haben.

Nachdem diese Aufbewahrungsräume fertig sind, wird eine neue auf etwa dreißig Betten berechnete Krankenbaracke in Angriff genommen. Die Zahl der Kranken nimmt ja ständig zu. Jeden Abend gilt es, 60 bis 70 Kranken, die Begleiter nicht eingerechnet, Unterkunft zu bieten. Auch müssen wir dazu kommen, einen eigenen Raum von fünfzehn Betten für die Operierten frei zu halten. Wenn wir einmal Chirurgie in dem Umfange treiben, wie es hier erforderlich ist, geht es nicht mehr an, daß die Operierten

wie bisher unter die andern Kranken gelegt werden, wo gerade Platz ist.

Während ich einen großen Teil meiner Zeit diesen Arbeiten opfere, ist Monenzalie, der mit seiner schlafkranken Frau gekommene Zimmermann, mit dem Aufstellen eines Häuschens von drei Zimmern beschäftigt. Dieses Häuschen, ein Pfahlbau mit Bretterboden und einem Dach aus Blätterziegeln, ist für den neuen Doktor und die weißen Kranken bestimmt. An diesen Bau werden alle Balken und Bretter gewandt, die ich mir beschaffen kann. Auf eindringliche Bitten bekomme ich von mehreren Seiten alte Balken geschenkt. Bretter sägt mir die Missionssägerei von N'Gômô von Zeit zu Zeit in kleinen Mengen. Nun heißt es aber noch das Holz hierher schaffen. Die Bretter von N'Gômô müssen über 40 Kilometer weit den Fluß heraufgebracht werden. Ein Teil der geschenkten Balken ist gar über 100 Kilometer weit heraufzuholen. Dabei ist der Verkehr auf dem Strome durch Hochwasser erschwert. Gar oft ruht die Arbeit an dem Häuschen des neuen Doktors und der weißen Kranken, weil keine Balken und Bretter mehr da sind. Oft auch wird sie unterbrochen, weil der schwarze Zimmermann sich seiner Frau, die bereits ganz gelähmt ist, widmen muß. Er pflegt sie mit rührender Geduld.

Der schwarze Zimmermann kennt sein Handwerk einigermaßen. Aber er kann das Metermaß nicht richtig benutzen, weil er mit den gedruckten Zahlen auf gespanntem Fuße lebt. Sag' ich ihm, daß er die eine Tür 10 Zentimeter breiter machen soll als die andere, so schaut er mich verlegen an und bittet mich, ihm mit der Hand auf dem Metermaß zu zeigen, wieviel das ungefähr ist. Also muß ich fort und fort auf dem Bau erscheinen und die Maße angeben und kontrollieren. Auch alle Probleme, die aus den verschiedenen Grö-

ßen und Dicken der zusammengebettelten alten Balken entstehen, erfordern meine Gegenwart.

Bis das neue Häuschen fertig ist, wohnt der junge Doktor in dem geräumigen Hause von Herrn und Frau Missionar Herrmann. Dort finden auch die weißen Kranken freundliche Gastfreundschaft, wenn mein Häuschen nicht mehr ausreicht.

* * *

Der Zustrom von schwarzen Kranken ist viel stärker als bei meinem ersten Aufenthalt. Aber es sind ganz andere Kranke. Zu meinem Leidwesen muß ich mir gestehen, daß mein Spital nicht mehr dasselbe ist wie früher. Dies hängt mit Veränderungen des wirtschaftlichen Lebens in der Ogowegegend zusammen.

Bei meinem ersten Aufenthalt gehörten die Leute, die meine Hilfe in Anspruch nahmen, der weitaus größten Zahl nach der alteingesessenen Bevölkerung des Landes an. Heute besteht ein großer Teil meiner Kranken aus Wilden, die aus dem Innern zugezogen sind und in Trupps zu 50 und zu 100 auf den Holzplätzen der Weißen im Urwald arbeiten. Es sind heimatlose Proletarier im traurigsten und zugleich im schlimmsten Sinne des Wortes.

Diese Verschiebung der Bevölkerung aus dem Innern nach der Gegend des untern Ogowe schafft schwere soziale und wirtschaftliche Probleme. An sich ist sie natürlich und wohl nicht aufzuhalten. Die hiesige Bevölkerung ist im Abnehmen begriffen und reicht bei weitem nicht aus, um dem Holzhandel die Arbeitskräfte zu liefern, die zur Ausbeutung der Wälder notwendig sind. Also muß Zuzug aus dem Innern einsetzen, wenn Gewerbe und Handel hier nicht lahmgelegt

werden sollen. In der hiesigen Gegend machen, nach meiner Schätzung, die eingewanderten Proletarier zurzeit etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung aus.

Bis zu welchem Grade aber ist es zulässig, daß das Innenland zugunsten der Ogowewälder entvölkert und unser Gebiet durch Proletariat belastet wird? Infolge der zu Ende des Krieges wütenden spanischen Grippe und der ebenfalls im Gefolge des Krieges einhergehenden Hungersnöte — von den durch die Schlafkrankheit verursachten Verheerungen gar nicht zu reden — setzt nämlich von sich aus bereits eine Entvölkerung des Innenlandes ein. Der nun noch hinzukommende Weggang der vielen arbeitsfähigen Männer bedeutet für jene Gegenden nicht nur eine weitere Abnahme der Bevölkerung, sondern auch eine Besiegelung der Hungersnot. Wer soll den Wald ausroden und die Pflanzungen anlegen, wenn nur Weiber, Greise und Kinder in den Dörfern zurückbleiben? Für unsere Gegend bedeutet der Zuzug derselben Männer ebenfalls die Hungersnot. Nur mit der Gewinnung des Holzes beschäftigt, können sie keine Pflanzungen anlegen und zehren mit von den Nahrungsmitteln, die hier ohnehin schon in unzureichender Menge angebaut werden.

In Anbetracht dieser Umstände versucht man den Zuzug aus dem Innern zu regeln und ihn zu beschränken, soweit es sich mit dem Arbeiterbedürfnis des Holzhandels verträgt. Es sind Verfügungen erlassen, daß sich immer nur ein bestimmter Teil der Männer eines Dorfes für die Arbeit in den Ogowewäldern anwerben lassen darf. Auch ist bestimmt, daß sie nicht dauernd hier bleiben dürfen. Sich hier niederzulassen, ist ihnen untersagt. Nach Ablauf ihres Arbeitsvertrags, also nach ein oder zwei Jahren, sollen sie in ihre Dörfer zurückkehren.

Das Anwerben der Arbeiter ist also nicht in das Belieben der europäischen Arbeitgeber gestellt, sondern bis ins kleinste reglementiert. Der Holzhändler, der Holzfäller braucht, muß ein Gesuch machen. Daraufhin bekommt er die Erlaubnis, sich ins Innere zu begeben und so und so viele Leute anzuwerben. Der Distrikt, in dem er Arbeiter suchen darf, und die Zeit, in der die Werbung zu erfolgen hat, sind ihm genau vorgeschrieben. Manchmal hat er vierhundert Kilometer durch Wälder, Steppen und Sümpfe zurückzulegen, bis er zu den ihm bestimmten Dörfern kommt. Ist die Arbeitszeit um, so darf er seine Leute nicht einfach ziehen lassen, sondern er muß den Trupp in die Heimat zurückführen. Mit diesen Maßnahmen hofft man das Übel einzudämmen.

Es gibt aber Kenner der Verhältnisse, und unter ihnen auch Regierungsbeamte, die eher dafür wären, den Leuten aus dem Innern zu erlauben, sich mit Frau und Kind in den Ogowewäldern, die ihnen dauernd Verdienst bieten, anzusiedeln. Dann würden die Einwohner sich selber Pflanzungen anlegen und sich in jeder Hinsicht in viel günstigeren Lebensbedingungen befinden, als es jetzt der Fall ist, wo sie hier heimatlos hausen. Auch würden sie dann die von der eingeborenen Bevölkerung angebauten Lebensmittel nicht in der Weise in Anspruch nehmen, wie sie es heute tun.

Ich selber bin geneigt, dieser Theorie zuzustimmen. Aber ich verkenne nicht, daß sie einer wichtigen Tatsache nicht Rechnung trägt. Alle zwei oder drei Jahre, wenn nicht früher, ist ein Holzplatz, mag er auch noch so groß sein, soweit ausgebeutet, daß er aufgegeben werden muß. Das will nicht heißen, daß alles Holz im Umkreis bereits geschlagen ist, sondern nur, daß kein Holz mehr da ist, das ins Wasser gerollt werden kann. Eine leichte Erdwelle, von nur wenigen Metern Höhe, kann das Ende der Ausbeutbarkeit der herr-

lichsten Holzbestände bedeuten. Sie verhindert, daß die dahinter gelegenen Stämme ins Wasser gebracht werden können, oder sie verursacht soviel Mehrarbeit, daß die Arbeit sich nicht mehr lohnt. Also muß der Betrieb anderswohin, vielleicht fünfzig oder hundert Kilometer weiter, verlegt werden, wo sich wieder dichte Okoumebestände auf ebenem Boden und in der Nähe des Wassers befinden. Dies würde die Arbeiter aber in die Lage bringen, die angelegte Pflanzung gerade dann aufzugeben, wenn sie anfängt, Erträge zu liefern, was erst ein bis zwei Jahre nach der Anlage der Fall ist. Auf dem neuen Holzplatz hinwiederum würden dann nicht nur die Holzhauer, sondern auch ihre Frauen und Kinder über ein Jahr lang von Nahrungsmitteln des Landes leben, die der einheimischen Bevölkerung entzogen werden, oder sie müßten, wenn es solche nicht gibt, mit Reis aus Europa oder Indien erhalten werden.

Einsichtige Europäer suchen das Nahrungsmittelproblem für den Holzhandel so zu lösen, daß sie in der Nähe der für später ausersehenen Holzplätze zum voraus Pflanzungen anlegen, die dann Ertrag liefern, wenn das Fällen der Bäume beginnt. Dieses Pflanzen auf Zukunft verursacht aber große Kosten. Es muß zum voraus eine Mannschaft auf dem fernen Platze unterhalten werden, die zudem, weil von keinem Europäer beaufsichtigt, gewöhnlich nichts leistet. Oft macht die Leutenot den Plan sowieso zunichte, indem alle verfügbare Mannschaft für das Hauen und Rollen des Holzes gebraucht wird.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich dem Irrtum entgegentreten, als ob die hiesigen Holzhändler mit dem Schweiße der von ihnen gedungenen Schwarzen alle reich würden. Wenn einer einmal großen Profit macht, verdankt er dies gewöhnlich einem Glücksfall, der sich nicht sobald wieder-

holen wird. So ist es zum Beispiel dieses Jahr der Fall bei einem jungen Manne, der sich ohne Vorkenntnisse im Holzhandel versucht. In seiner Ahnungslosigkeit unternimmt er die Ausbeutung herrlicher Bestände, die die Konkurrenten scheinbar übersehen haben. In Wirklichkeit aber sind es Waldungen, aus denen man nur bei abnorm hohen Wasserständen Holz herausschaffen kann. Er ist also auf dem besten Wege, alles Geld und alle Arbeit, die er für das Unternehmen aufwendet, zu verlieren. Da kommt das Herbsthochwasser diesmal in einer Höhe, wie seit langen Jahren nicht mehr. Das nach gewöhnlicher Schätzung umsonst gefällte Holz kann mit Leichtigkeit und ohne Kosten ins Wasser gebracht werden. Der Fluß selber kommt, es abzuholen. Mit schönem Gewinn kehrt der Unternehmer nun heim . . ., um dann, vom Urwald verlockt, wieder zu kommen und bei gleichem Wagnis, wenn die Wasser weniger gnädig sind, alles zu verlieren und in Schulden zu geraten.

Im allgemeinen also sind die Gewinne beim Holzgeschäft in Anbetracht der gewagten Gelder und des harten, entbehrungsreichen Lebens auf dem Holzplatz bescheiden zu nennen. Arbeitet gar einer mit Vorschüssen und ist demzufolge für den Verkauf seines Holzes zum voraus so gebunden, daß er nicht alle günstigen Konjunkturen ausnutzen kann, so muß er oft froh sein, am Ende des Jahres schuldenfrei dazustehen. Es lagen schon Europäer bei mir in Pflege, arbeitsame Menschen, die nicht imstande waren, dem Spital die Kosten für ihre Nahrung und die Medikamente zurückzuerstatten, sondern Aufschub bis zu besseren Zeiten erbitten mußten.

Von einer Ausbeutung der aus dem Innern zugezogenen Arbeiter durch die Holzhändler kann in dem Sinne wohl keine Rede sein, als ob diese in Ansehung ihrer Arbeit zu

wenig erhielten. Was diese Primitiven leisten, steht manchmal in keinem Verhältnis zu den Kosten, die ihre Ernährung verursacht und zu dem Lohne, der ihnen am Ende des Arbeitsvertrags ausgehändigt werden muß. In den ersten Monaten sind viele von ihnen fast ganz unbrauchbar, weil sie nie eine Axt in der Hand hatten und erst lernen müssen, mit diesem Ding umzugehen. Nirgends wohl, so merkwürdig es sich anhören mag, sind die Arbeitskräfte teurer im Verhältnis zur wirklich geleisteten Arbeit als im Urwald.

Und dennoch sind diese zu Holzarbeitern gewordenen Wilden arme Geschöpfe, auch wenn sie nicht im gewöhnlichen Sinne der Ausbeutung verfallen sind. Aus den Steppen und den Bergen des Innern kommend, ertragen sie das dumpfe Klima der Ogoweniederung nicht. Das Heimweh läßt sie nicht los. Der Urwald ist ihnen unheimlich; noch unheimlicher die Wasser, an die sie nicht gewohnt sind. Des Schwimmens unkundig, sollen sie mit Baumstämmen in Seen und Flüssen hantieren. Manche lernen es bald. Viele aber schleppen das Grauen vor der Arbeit im Wasser von einem Tag in den andern. Auch die tägliche regelmäßige Arbeit demoralisiert diese Naturkinder. Die Sehnsucht nach den Zeiten des Nichtstuns, die in ihrem bisherigen Dasein die Perioden der Arbeit ablösten, zehrt an ihnen.

Dazu kommen die Störungen, die mit dem Wechsel der Nahrung gegeben sind. Schon auf der langen beschwerlichen Reise hierher haben sie darunter gelitten, Reis essen zu müssen. Viele von ihnen kommen deshalb schon halbkrank an. Auf dem Holzplatz wird, soweit meine Erfahrung reicht, im allgemeinen für ihre Ernährung getan, was nur immer getan werden kann. Es liegt ja im Interesse des Holzhändlers, seine Arbeiter möglichst bei Kräften zu erhalten. Ein Schwarzer, der nicht genug zu essen hat, verweigert die Ar-

beit, unbekümmert um die Folgen, die dies für ihn haben kann. Aber beim besten Willen vermag der Europäer seinen Leuten oft nichts anderes zu bieten, als immer nur Reis und gesalzenen Fisch, die beiden Nahrungsmittel, die am leichtesten zu beschaffen und zu transportieren sind und sich am besten halten. Reis aber verträgt der Eingeborene Äquatorialafrikas im allgemeinen viel schlechter als andere Menschen. Woran dies eigentlich liegt, weiß ich nicht. Sicherlich hängt es zu einem Teil damit zusammen, daß er den Reis in der Eile nur halb gar kocht. Man hat versucht, dem abzuhelfen, indem man den Arbeitern den Reis fertig, mit Salz und Fett zubereitet, austeilte. Aber sie wollen es nicht so. Sie sind eben Wilde, die nur essen, was sie sich selber in ihren Kesselchen über einem rauchenden Feuer gekocht haben. So richtet die Reiskost große Verheerungen an. Die Leute magern ab und bekommen Magen- und Darmstörungen. Oft entwickelt sich Beri-Beri in gelinder oder schwerer Form. Dazu kommt Dysenterie (Ruhr). Niemals habe ich früher hier soviel Dysenterie gesehen wie jetzt. Wie sollte sich Dysenterie nicht unter Leuten verbreiten, die das Wasser der ersten besten Pfütze in der Nähe ihrer Hütte trinken, auch wenn aus allen Anzeichen klar ist, daß es durch die widerlichsten Abfälle verunreinigt ist! Und findet sich in der Nähe des Holzplatzes eine Quelle, so ist es unmöglich, dieselbe bei den Gewohnheiten dieser Wilden rein zu erhalten. Auch ist der Darm dieser Leute durch die Reisnahrung bald so geschädigt, daß er sich gegen Infektion mit Dysenterie gar nicht mehr richtig zur Wehr setzen kann.

Neben der Dysenterie lauert die Malaria auf sie. Im Innern, auf dem Hochland und in den Steppen gibt es weder Moskitos noch Malaria. Auf dem Holzplatz aber setzen ihnen

diese beiden Übel schlimm zu. Dazu kommen die Erkältungen. Die Wilden sind gegen die feuchte Luft des Urwaldes sehr empfindlich. Aber warum kaufen sie sich aus dem verdienten Gelde keine Moskitonetze und Decken? Weil Moskitonetze teuer sind und sie als echte Wilde viel lieber Tabak und Tand erstehen als nützliche Dinge. Da sollten aber ihre Herren gehalten sein, ihnen Moskitonetze und Decken zu geben! Ganz recht. Aber sie würden Decken und Moskitonetze alsbald gegen Bananen, Tabak oder irgendeine Lappalie hingeben, die sie von einem Schwarzen aus der Umgebung dafür angeboten bekämen, wie sie die Äxte und Buschmesser ihres Herrn um ein Nichts in dieser Weise verhandeln und sie dann als verloren melden.

Gar schlimm setzen diesen Arbeitern aus dem Innern auch die Fußgeschwüre zu. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft ist manchmal ein gut Teil von ihnen aus diesem Grunde schon arbeitsunfähig. In der Regel handelt es sich bei ihnen um das übelste, das phagedänische, tropische Geschwür. Anfangs achten sie nicht auf den kleinen eiternden Punkt. Nach Tagen und Wochen aber hat sich daraus ein handgroßes Geschwür entwickelt, das arge Schmerzen verursacht. In unreinen Hütten beieinander hausend und aller Hygiene bar, stecken sie sich natürlich gegenseitig an. Es kommt vor, daß mir von einem Holzplatz auf einmal ein Dutzend Leute zugehen, bei denen phagedänische Geschwüre im Anschluß an einen einzigen Fall ausgebrochen sind.

So erklärt es sich, daß mein Spital, obwohl die Bevölkerung des Ogowegebietes bedeutend abgenommen hat, dennoch einen viel größeren Zustrom von Kranken aufweist als früher. Es sind weniger Menschen, aber mehr Kranke im Lande, weil die aus dem Innern zugezogenen Holzarbeiter dem ungewohnten Klima, der neuen Lebensweise und den

hier herrschenden Krankheiten einen sehr hohen Tribut zahlen.

* * *

Welch trauriges Schauspiel, wenn solch abgemagerte Leute, die sich durch ihre Züge gleich als Wilde aus dem Innern verraten, mit ihrem armseligen Bündel bei uns abgesetzt werden! Mag man es noch so oft erlebt haben: immer wird man aufs neue durch dieses Elend bewegt. Ein unsägliches Mitleid mit den armen Fremdlingen erfaßt einen. Und wie oft ist es hoffnungsloses Mitleid, da beim ersten Blick deutlich ist, daß der Ankömmling hier seinen letzten Atemzug tun wird, fern von den Seinen, die auf seine Rückkehr und auf das Geld, das er mitbringen soll, warten.

Diese ärmsten und zahlreichsten unserer Gäste nennen wir „Bendjabis", weil ein großer Teil von ihnen dem Stamm der Bendjabis angehört.

Aber die Bendjabis erschweren uns durch ihre Undisziplinertheit den Betrieb in einem Maße, daß bei ihrem Anblick Mitleid und Verzweiflung in unseren Herzen einen wirren Knäuel bilden. Darum sage ich, ich müsse mir zu meinem Leidwesen gestehen, daß mein Spital nicht mehr dasselbe ist wie früher.

An Ordnung und Unterordnung verlangen wir im Spital nur das allernötigste. Wenn einer sich morgens zum Verbinden und zum Empfang seines Medikaments oder seiner Einspritzung von selber einstellt, nicht wieder wegläuft, wenn er nicht gleich an die Reihe kommt, beim Tuten des Hornes, das zum Fassen der Essensration ruft, nicht länger als eine halbe Stunde wartet, um endlich mit seinem Teller zu erscheinen, jeglichen Abfall da hintut, wo er hin-

gehört, dem Missionar keine Hühner stiehlt, sich von diesem nicht beim Plündern der Fruchtbäume und der Bananenpflanzung der Missionsstation ertappen läßt, beim Reinmachen im Spital am Samstagnachmittag ohne zu lautes Gezeter mittut, als Ruderer einspringt, wenn ihn dies Los trifft und sein Zustand es zuläßt, beim Ausladen von Kisten und Reissäcken Hand mit anlegt, wenn es das Schicksal will, daß er als dazu tauglich hinter seinem Kochtopf aufgestöbert wird: wer solches und noch ein klein wenig mehr dergleichen tut, der gilt uns als ein tugendhaftes Vernunftwesen, dem wir im übrigen gerne vieles nachsehen.

Hinter diesem sicher bescheidenen Ideal bleiben die Bendjabis aber gar weit zurück. Als echte Wilde sind sie noch arg weit jenseits von Gut und Böse. Die Gesetze, die das Leben der Spitalinsassen regieren, sind ihnen Worte, die sie nichts angehen. In diesem Verhalten können sie sich darauf berufen, daß ihnen diese Gesetze nicht vorgetragen wurden. Schon lange hat die in „Zwischen Wasser und Urwald" geschilderte tägliche Verkündigung der Hausordnung aufgehört. Die Sprachenfrage hat sie unmöglich gemacht. Früher kam man im Spital mit der Galoa- und der Pahuinsprache aus. Jetzt werden in meinen Baracken mindestens zehn Sprachen gesprochen. Dominik, der Nachfolger G'Mbas, der einige Zeit im Innern weilte, kann sich in mehreren Sprachen unserer Wilden ausdrücken, aber nicht in allen. Es sind also Kranke hier, mit denen wir uns nicht verständlich machen können.

In tragischer Weise erleben wir dies an einem armen Wilden, der uns mit eingeklemmter Hernie gebracht wird. Wir müssen ihn auf den Operationstisch legen, ohne ihm erklären zu können, was wir mit ihm vorhaben. Während er angebunden wird, malt sich Entsetzen auf seinem Antlitz ab.

Sicherlich glaubt er, Menschenfressern in die Hände gefallen zu sein. Dann macht die Narkose seiner Angst ein Ende. Beim Aufwachen, wo er die quälenden Schmerzen los ist, geht ein Verstehen über sein Gesicht. Dankbar lächelt er uns zu. Leider ist er nicht zu retten. In solcher Ergriffenheit, wie an jenem Tage, habe ich noch nie das Messer geführt.

Daß wir sie nur wenig mit Reden belästigen können, ist unsern Bendjabis eine Ermunterung, sich über alles, was einem Gaste des Spitals ansteht, hinwegzusetzen. Es fällt ihnen nicht ein, sich morgens zum Verbinden einzufinden. Man muß jeden herbeiholen. Kommt er dann nicht gleich an die Reihe, so verschwindet er, sowie man das Auge von ihm wendet, um sich wieder gelassen an sein Feuer zu setzen. Beim Aufruf der Leute, die zum Empfang des Medikaments oder einer Einspritzung erscheinen sollen, hört er seinen Namen, ohne sich deswegen auch nur zu rühren. Auch der wiederholte Aufruf läßt ihn kalt. Er kommt erst, wenn man ihn aufsucht und beim Arme nimmt.

Eines Morgens finde ich, daß zwei Wilde, die in einer fernen Ecke einer Baracke hausen, sich Feuer unter ihren kaum einen Meter über der Erde liegenden Pritschen gemacht haben. Daß jeder Kranke ein Feuerchen im Gang neben seinem Lager hat, ist erlaubt. Ohne dieses kann der Schwarze, ob gesund oder krank, nicht leben. Tagsüber kocht er darauf. Nachts ist die Flamme ein Schutz gegen die feuchte Luft und der Rauch gegen die Moskitos. Wir selber können es vor dem Qualm in den Baracken nicht aushalten. Die Insassen aber fühlen sich wohl dabei. So brennen ständig ein halb Hundert Feuer und Feuerchen in meinen Baracken. Daß das Spital dabei nicht schon längst in Flammen aufgegangen ist, ist ein Wunder, über das mich

zu verwundern ich aufgehört habe. Unter der Pritsche aber sind mir die Feuer doch zu gefährlich. Also verbiete ich es mittelst Dolmetscher und Gesten, reiße die Feuer heraus und lasse sie an ihren Platz im Gang legen. Nach einer liebevollen Vermahnung verabschiede ich mich. Zwei Stunden später finde ich beide Feuer wieder unter den Pritschen. Es wiederholt sich dieselbe Szene in etwas lebhafteren Gesten und lauteren Tönen. Nun können sie es wirklich begriffen haben. Am Nachmittag sind die Feuer wieder unter den Pritschen. Jetzt werde ich pathetisch. Aber die beiden schauen ruhig an mir vorüber ins Weite, als trüge ich einen Hymnus an die Sonne vor. In der Nacht muß ich zufällig ins Spital herunter. Beide Feuer brennen wieder unter den Pritschen....

Gibt man einem Bendjabi einen Auftrag, so wartet man vergebens darauf, daß er durch einen Laut oder eine Bewegung Verstehen oder Nichtverstehen, Zustimmung oder Weigerung bekunde. Er verhält sich wie ein Stück Holz.

Der Begriff Eigentum existiert nicht für sie. Sie stehlen den andern Spitalinsassen, was sie nur können. Dem Kranken, der sich auf seinem Lager nicht rühren kann, nehmen sie das Essen weg.

Dabei muß ich in steten Ängsten leben, daß diese Wilden Anlaß zu Palavern mit der Missionsstation geben. Dieser Tage führte mir Herr Missionar Herrmann zwei zu, die dabei betroffen wurden, wie sie Palmnüsse herabholten. Es sind arme Dysenteriekranke, die sich kaum auf den Beinen halten können. Wir würden es nicht wagen, ihnen beim samstäglichen Kehren einen Besen in die Hand zu drücken. Aber auf den Palmbaum sind sie hinaufgekommen und haben die mühsame Arbeit, die Palmfrucht mit dem Busch-

messer aus den sie einklemmenden Zweigen herauszulösen, fertig gebracht. Solche und ähnliche Palaver regelt Herr Missionar Herrmann mit salomonischer Weisheit und christlicher Güte. Es handelt sich ja auch nicht um große Dinge. Die Missionare haben die Palmbäume nicht zu pflanzen brauchen, da diese hier wie Unkraut wachsen. Es gibt auch noch manche Palmnüsse, die auf der Pflanzung der Missionsstation an den Stämmen verfaulen, weil es an den Händen fehlt, sie herunterzuholen.

Aber was soll werden, wenn einmal ein Missionar die Station leitet, der tragisch begabt ist und nicht so lieb und humorvoll über die Dinge hinwegkommt wie Herr Missionar Herrmann?

Zu der Undisziplinierheit unserer Wilden kommt noch ihre absolute Verständnislosigkeit für Werte. Bei der Nähe des Waldes ist es ihnen doch wahrlich nicht schwer gemacht, sich Holz für ihr Feuer zu suchen. Aus Bequemlichkeit aber brennen sie mit Vorliebe Balken und Bretter, die ich mir mit so großer Mühe und so großen Kosten beschaffe. Da ich keinen verschließbaren Raum dafür habe, weiß ich gar nicht, auf welche Weise ich mein kostbares Holz vor ihnen in Sicherheit bringen soll. So schleife ich meine Bretter bald hierhin bald dorthin. Eines Abends wird das Sonnendach meines Kanoes, das wir uns aus Latten und dünnen Brettern mühsam zusammenbastelten, abgenommen, weil eine Reparatur, bei der das Boot umgelegt werden muß, notwendig geworden ist. Am andern Morgen finde ich verkohlte Stücke davon in den Feuern der Schwarzen. Ein guter Nachmittag geht darauf, um das Fehlende wieder zuzuschneiden und einzupassen.

Dieses vergebliche, jeden Tag erneute Bemühen, dem Begriffe des Wertvollen Anerkennung zu verschaffen, ist eine

Gedulds- und Nervenprobe, wie man sie sich schlimmer nicht denken kann.

Mit einem der Bendjabis erlebt der neue Doktor seine erste Verzweiflung in Afrika. Die Kranken mit Fußgeschwüren sind angewiesen, die Binden, die man ihnen morgens beim Verbandwechsel abnimmt, im Laufe des Tages am Flusse auszuwaschen und sie am anderen Morgen abzuliefern, damit sie ausgekocht werden. Dies wird so gehalten, weil sich auch für den besten Lohn niemand findet, der das Amt des Bindenwaschens übernehmen will. Ein neuer Bendjabi kommt zum Verbinden, ohne die ausgewaschene Binde des vorherigen Tages mitzubringen. Er hat sie einfach fortgeworfen. Lieb läßt ihm der neue Doktor die Sache erklären, verweist ihn auf das Beispiel der anderen und appelliert an seine edelsten Gefühle, damit er es mit der jetzt in seiner Hand befindlichen Binde anders mache. Aber auch diese wird nicht ausgewaschen, sondern endet im Wasser. Einer dritten ergeht es ebenso. Daß eine unserer starken, gesäumten Binden ein beträchtliches Stück Geld darstellt und nicht der Bequemlichkeit und der Laune eines Wilden geopfert werden darf, ist dem Mann nicht klar zu machen. Für ihn ist sie ein Stück Tuch, das er fallen läßt und von denen der Doktor noch viele andere hat, die er nun herausgeben soll. Erst die mehrmals gesperrte Essensration bewirkt eine Bekehrung.

Die Heilgehilfen bekommen es natürlich satt, sich jeden Tag mit den Wilden wegen nichtgewaschener oder weggeworfener Binden herumzustreiten. Sie finden es viel einfacher, neue aus dem Vorrat herauszugeben. Vergeudung macht ihnen nicht bange. Wir aber denken an die Mühe, die sich liebe Menschen in Europa mit dem Beschaffen des alten Getüchs, aus dem die Binden genäht sind, und mit

dem Zusammennähen und dem Säumen der Binden gegeben haben. Darum stempeln wir das leichtfertige Umgehen mit den Binden zu einem der schwersten Spitalverbrechen und üben eine dementsprechende Aufsicht aus, die uns manche Stunde raubt und aus manchem Tage, der sonst schön und friedlich verlaufen wäre, einen Kampftag erster Ordnung macht.

Natürlich sind meine Hühner vor den Bendjabis nicht sicherer als die des Missionars. Gar manches von ihnen hat schon in ihren Kochtöpfen geendet und ein nächtliches Festmahl abgegeben.

Damit beschreibe ich natürlich nur die schlimmsten unserer Bendjabis. Aber dieser schlimmsten sind viele. Sind sie erst einige Zeit da, so gewöhnen sie sich unter dem Beispiel der anderen etwas an Ordnung. Aber immer wieder kommen neue, mit denen man von vorne anfangen muß. Dies nimmt unsere Nerven mehr mit als die Arbeit. Die interessante Tatsache, daß wir unser Leben mit Wilden zubringen dürfen, kosten wir bis auf den Grund aus.

Wie oft wir aber auch über die Bendjabis stöhnen mögen — „Wie schön wäre Afrika ohne die Wilden", ist bei uns ein geflügeltes Wort —, so fühlen wir doch, wie ein Band sich zwischen ihnen und uns schlingt. Wenn der neue Doktor sich in wiederholter Entrüstung über sie ergeht, halte ich ihm vor, mit welchem Heimweh und welcher Liebe er in Europa an sie zurückdenken wird. Manche von ihnen sind ja ganz vertierte Menschen, nicht nur Wilde, sondern durch das Dasein fern von der Heimat und so manche schädigenden Einflüsse noch heruntergekommene Wilde. Sie empfinden wohl keine Dankbarkeit für das, was wir an ihnen tun. Nach ihrer Annahme handeln wir so, weil wir dabei sicherlich reich werden. So berichten sie es,

wie ich von Ohrenzeugen weiß, bei der Heimkehr ihren Kameraden auf dem Holzplatz.

Andere aber werden uns anhänglich. Wie mancher Wilde, dem wir ein übles Andenken bewahrten und dem wir zutrauten, daß er, der reichlich empfangenen Schelte wegen, auch kein zu gutes an uns mitgenommen habe, kommt freudestrahlend auf uns zugelaufen, wenn uns eine Fahrt in die Gegend bringt, wo sein Holzplatz ist! Wie oft klingt beim Vorbeifahren eines Kanoes ein lieber Gruß aus den Reihen der rudernden Bendjabis zu uns herüber!

Vielleicht hätten wir im Spital weniger Schwierigkeiten mit unseren Wilden, wenn wir uns zuweilen zu ihnen um das Feuer setzen könnten und uns ihnen gegenüber auch als Menschen, nicht nur als Medizinmänner und Wächter der Spitalordnung geben könnten. Aber dazu fehlt die Zeit. Alle drei, wir Ärzte und Fräulein Kottmann, leiden ja überhaupt darunter, von der Arbeit so verschlungen zu werden, daß der Mensch in uns sich so gar nicht recht ausgeben kann. Aber wir vermögen nichts dawider. Vorläufig sind wir dazu verurteilt, den Kampf gegen Krankheit und Schmerz als ein aufreibendes Handwerk zu betreiben, bei dem alles andere zu kurz kommt.

Wie sehr wir überlastet sind, ergibt sich daraus, daß wir das Ausgeben der Essensrationen noch gar oft dem Heilgehilfen Dominik überlassen, obwohl wir wissen, welche Mißbräuche in der Verwaltung des Reises und des gesalzenen Fisches einreißen können, wenn nicht eines von uns jedesmal zugegen ist. Vorerst gilt es alle Kraft auf die Pflege der Kranken zu vereinigen. Fräulein Kottmann ist durch den Haushalt und durch die viele Arbeit, welche die Beherbergung der weißen Kranken verursacht, derart in Anspruch

genommen, daß sie uns im Spitale noch nicht so aushelfen kann, wie es wünschenswert wäre.

* * *

Zuweilen bekomme ich mit Schwarzen zu tun, die als Soldaten während des Krieges in Europa waren. Der sympathischste von ihnen ist mir einer vom Stamme der Pahuins, weil er sich keiner Heldentaten rühmt. Aus dem Krieg unverletzt heimgekehrt, ist er als Koch bei einem Weißen drei Stunden oberhalb Lambarene eingetreten. Beim Spielen mit dem Jagdgewehr seines Herrn wird ihm, durch seine Schuld sowohl wie durch die des dabei beteiligten Boys, das Ellbogengelenk des rechten Armes zerschmettert. In der Nacht wird er gebracht. Beim Scheine der Laterne mache ich die Blutstillung und räume die Splitter aus. Am andern Morgen erscheinen über zwanzig Angehörige von ihm und wollen ihn zum Bezirkshauptmann mitnehmen, um gleich die Schadenersatzklage anhängig zu machen. Sie vermuten, daß er sterben werde, und denken als echte Pahuins an das Geld, das für sie bei dem Fall herausspringen kann.

Natürlich lasse ich nicht zu, daß sie ihn mitnehmen. Daß ich einen Teil der Nacht für ihren Angehörigen geopfert habe, rührt sie nicht. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, mir dafür zu danken. Wie ich es ihnen vorhalte, meinen sie, der Herr des Koches habe mir zu danken und mich zu entschädigen, weil sein Boy, für den er haftbar sei, an dem Unglück schuld trage. Dieses Auftreten scheint mir doch etwas zu rücksichtslos, sogar für Halbwilde, wie es die Pahuins sind. Also wird die ganze Sippe von mir dazu verurteilt, jeden Samstag nachmittag zwölf große Büschel Ba-

nanen — ein ganz empfindlicher Tribut! — als „Geschenk für den Doktor" abzuliefern, widrigenfalls mit dem Verbinden des Armes ausgesetzt würde, bis die Bananen eingetroffen sind.

Die Verletzung heilt trotz der Schwere über Erwarten gut, wenn auch langsam, wohl dank der sofort unternommenen Desinfektion mit Methylviolett. Der Arm kann vielleicht wieder einigermaßen gebrauchfähig werden. Mehrmals versuchen die Verwandten mit der Lieferung des Tributs innezuhalten. Am Samstag nachmittag sitzt der Verwundete am Ufer und schaut sehnsüchtig den Fluß hinauf, ob sich das Kanoe nicht zeige. Seine Leute halten in einem Dorfe oberhalb des Spitals und senden Kundschaft aus, ob der Doktor auch diesmal fest bleibe. Kommen diese mit der Nachricht zurück, es scheine so, dann treffen wieder die Bananen ein, wenn auch manchmal erst im Laufe des Montags. Zum Glück erlaubt mir der gute Verlauf der Heilung, den Verband ohne Schaden zu belassen, bis die Pahuins sich besiegt geben.

Durch Fragen, die ich in bezug auf die Goldkrone in der Reihe seiner Zähne stelle, erfahre ich, daß der Patient in Europa und im Kriege gewesen ist. Von sich aus hätte er es nicht gesagt. Die Goldkrone entspricht keiner Notwendigkeit. Es war bei den schwarzen Soldaten eine Gewohnheit, sich solche zuzulegen, um damit zu Hause Eindruck zu machen. Im übrigen ist der Europakrieger in Kleidung und Sitten wieder ein Schwarzer geworden wie die anderen Schwarzen, nur daß ihn das Erlebnis des Krieges ganz ernst gemacht hat. Es lastet wie ein schweres Geheimnis auf ihm. „Im Dorfe wollen sie immer, daß ich vom Kriege erzähle", sagt er mir. „Ich kann es aber nicht. Sie würden es auch nicht fassen. Es war ja alles so schrecklich, so schrecklich."

Die ganzen Wochen, die der Verletzte im Spital zubringt, behalte ich den Boy, der den Schuß getan hat, bei mir, damit die Anverwandten ihm kein Leids antun und ihn nicht verschleppen, um dann eine große Entschädigung von ihm zu erpressen. Zur Dienstleistung in der Küche und beim Waschkessel kommandiert, hilft er Fräulein Kottmann aus. Zu meiner Freude gelingt es mir, zwischen dem Verletzten und dem Schützen zuletzt einen Vergleich wegen der Sühne zustande zu bringen. Der Boy zahlt eine Summe im Werte von etwa 100 Schilling in monatlichen Raten von 10 Schilling und gibt noch eine Ziege dazu. Etwas Lebendiges muß in allen Fällen wo ein Vergehen gegen das Leben vorliegt, geliefert werden. Hätte der Mann den Arm verloren, so hätte ihm der Boy eine Frau kaufen müssen.

Manches ernste Gespräch führe ich mit diesem unter dem Erlebnis des Krieges leidenden Schwarzen. Auch Frau Herrmann hat ihn lieb gewonnen. Wenn sie ins Spital kommt, Abendandacht zu halten, ist er einer der ersten, der sich dazu einfindet.

Im Dezember wird uns ein Bendjabi von einem Holzplatze am See Azingo gebracht. Er und seine Gefährten haben in drei Tagen einen großen Elefanten aufgegessen, der in der Nähe erlegt wurde. Ihm selber ist dabei ein Stück hartes Elefantenfleisch im Halse stecken geblieben.

Der Amerikaner, der seit Anfang Oktober hier ist und dem wir einen tiefliegenden Muskelabszeß nach dem anderen eröffnen mußten, fängt wieder an Gehversuche zu machen. Fast hatte ich die Hoffnung ihn zu retten aufgegeben. Er war zum Skelett abgemagert.

Unter den weißen Kranken, die im Spitale liegen, ist auch einer, der vor kurzem hergekommen ist, hier sein Glück zu versuchen. Schwarze Händler, denen er sich für die Gewin-

nung eines lohnenden Holzplatzes anvertraute, haben seine Unerfahrenheit ausgebeutet und ihn um ein tüchtig Teil des mitgebrachten Geldes betrogen. Mit dem Reste fährt er wieder nach Hause, sobald er von einem Sonnenstich, den er sich prompt holte, geheilt ist.

Ich selber bin seit Wochen Patient. Gut vernarbte Fußgeschwüre von meinem ersten Aufenthalt her sind infolge wiederholter Verletzungen, die ich mir beim Bauen zuzog, wieder aufgebrochen und machen mir viel zu schaffen. Ich humple herum, so gut ich kann. An den Tagen, wo es ganz schlimm ist, lasse ich mich ins Spital hinuntertragen. Ich muß ja den ganzen Tag unten sein, denn sonst geht es mit dem Bauen nicht voran. Das Schlimmste bei den Fußgeschwüren ist die Nervosität, die sich infolge des anhaltenden brennenden Schmerzes einstellt.

Am 12. Dezember wird in dem Häuschen für den neuen Doktor und die weißen Kranken endlich ein Zimmer fertig. Bis in die Nacht hinein arbeite ich mit dem schwarzen Zimmermann zusammen, um die Türen und Läden anzuschlagen. Wie recht tue ich, nicht auf den neuen Doktor und auf Fräulein Kottmann zu hören, die mir die Bautätigkeit im Hinblick auf den Zustand meiner Füße verbieten wollen! Am 13. Dezember nämlich treffen auf einmal sechs europäische Kranke ein, die aufgenommen werden müssen, darunter eine Dame mit ihrem Kinde, deren Zustand zu großer Besorgnis Anlaß gibt. Ihr Mann ist ebenfalls leidend. Einer der anderen Herren hat, wie sich bald herausstellt, beginnende Schlafkrankheit. Einige Tage später kommt noch ein anderer Europäer hinzu. Auf Weihnachten haben wir also — der Amerikaner ist immer noch hier — acht weiße Patienten zu beherbergen. Ohne das zu rechter Zeit fertiggestellte Zimmer, in welchem vier der Patienten Platz fin-

den, wüßte ich nicht, wo sie unterbringen. Zwei Personen nehmen mir Herr und Frau Herrmann ab. Der schwarze Zimmermann, der mich im Stiche lassen will, weil er in der Arbeit nicht so gedrängt werden mag, wird durch ein schönes Geschenk wieder versöhnt.

Am heiligen Abend geht es traurig bei uns zu. Die kranke Dame, die in unserem Hause liegt, fühlt sich sehr elend. Während wir um die geschmückte Palme Weihnachtslieder singen, sitzt Fräulein Kottmann bei ihr auf dem Rande des Bettes und sucht ihre Tränen zu stillen. Unten am Hügel, im neuen Zimmer, ist Licht bis in die tiefe Nacht hinein. Der Amerikaner feiert mit seinen Stubengenossen seine Genesung. Er kann wieder gehen und hilft mir sogar schon bei den Bauarbeiten.

Am Weihnachtstage wird die kranke Frau mit ihrem Manne und dem Kinde auf den Flußdampfer gebracht. Wie freut sie sich auf die frische Seeluft! Wird sie lebend nach Europa kommen?

IV. WINTER UND FRÜHLING 1925

Das neue Jahr fangen wir nicht gut an. Alle drei sind wir leidend. Der zweite Doktor liegt mit Furunkulose zu Bett. Fräulein Kottmann fühlt sich auch elend. Ich selber leide mehr denn je unter meinen Fußgeschwüren, die sich weiterhin ausdehnen. Schuhe kann ich nicht anziehen. Also schleppe ich mich in Holzschuhen herum. Kaum daß der Dienst notdürftig durchgeführt werden kann.

Eine große Freude erleben wir an dem Herrn, der an Schlafkrankheit leidet. Es geht ihm von Tag zu Tag besser. Das Fieber ist schon weg, und die quälenden Kopfschmerzen fangen an nachzulassen. Bei diesem Falle sehen wir wieder, wie recht wir daran tun, bei jeder Erkrankung, die mit Fieber oder Kopfschmerz oder Rheumatismus einhergeht, das Blut unter dem Mikroskop zu untersuchen. Ohne die dadurch erhaltene Auskunft würde ein solcher Fall beginnender Schlafkrankheit als Malaria gelten und mit Chinin behandelt werden, womit nichts erreicht wäre und kostbare Zeit verloren ginge. Auch die neuen Mittel gegen Schlafkrankheit wirken mit irgendeiner Sicherheit nur im ersten und zweiten Stadium der Krankheit. Natürlich erfährt der Patient die Natur seines Leidens erst, wenn er auf dem Wege der Genesung ist.

Eine freudige Nachricht kommt und belebt unseren Mut: der dritte Arzt, Dr. Marc Lauterburg aus Bern, wird in einigen Wochen hier sein. Herr Neßmann und ich sind uns darüber klar geworden, daß wir auch zu zweit die Arbeit nicht bewältigen können. Die Chirurgie kommt nach wie vor zu kurz. Um darin zu tun, was nötig wäre, müßte regelmäßig an drei Vormittagen operiert werden. Dazu sind wir nicht imstande. Der laufende Betrieb beschäftigt uns schon

so sehr, daß wir nicht wüßten, wo drei Vormittage für Chirurgie hernehmen. Und dann handelt es sich ja nicht nur um das Operieren. Alles Drum und Dran einer Operation, das in Europa den Schwestern und den Heilgehilfen überlassen werden kann, fällt hier den Ärzten zu. Am Tage vor der Operation müssen wir die Tupfer, die Verbandstoffe und das Operationsgetüch sterilisieren. Auch das Reinigen und Auskochen der Instrumente kann nicht ohne unser Beisein vor sich gehen. Nach der Operation heißt es, das Reinigen und Einfetten der Instrumente besorgen und das Waschen und Kochen, Trocknen und Einräumen der Operationswäsche leiten und dabei gut acht haben, daß nichts abhanden kommt. Dazu reichen unsere Kräfte und unsere Zeit bei weitem nicht aus. Auch muß man zum Operieren frisch sein, was bei unserer aufreibenden Tätigkeit nicht möglich ist. Der neue Doktor weiß leider auch schon, wie eng Afrika und Müdigkeit und Nervosität zusammengehören.

Andererseits ist es meine Überzeugung mehr denn je, daß ein Urwaldspital seinen Zweck nur dann voll erfüllt, wenn darin die Chirurgie gebührend betrieben wird. In einem Lande, wo es so viel Hernien und Elefantiasistumore gibt, darf die Hilfe, die das Messer leisten kann, nicht fehlen. Eine gelungene Operation spricht sich bis in die entferntesten Gegenden herum und gibt den Kranken Vertrauen in das Können des weißen Arztes. Also, beschlossen wir, muß ein Arzt her, der hauptsächlich für Chirurgie da ist. Nun ist er im Begriff, sich einzuschiffen.

Der dritte Doktor, der ja logisch auch die zweite, wenn nicht gar die dritte Pflegerin nach sich zieht, zwingt mir neue Baupläne auf. Jetzt wird das dreizimmerige Häuschen, das für den zweiten Arzt und die weißen Kranken bestimmt war, nur noch als Ärztewohnung in Betracht kommen. So-

wieso hätten die beiden für die weißen Kranken vorgesehenen Zimmerchen auf die Dauer nicht gereicht, wie ich ja jetzt an Weihnachten gesehen habe. Wie taten mir die vier Kranken leid, die in dem niederen, engen, kaum für vier Feldbetten Raum bietenden Zimmer zusammen kampieren mußten! Wäre ein Sterbender unter ihnen gewesen, wo hätte ich ihn hingelegt? Und kommt einmal eine Missionarsfamilie mehr auf die Station, so kann es sein, daß in dem Missionshause kein Raum mehr für die weißen Kranken ist. Also muß ich vier oder fünf Zimmer für sie schaffen.

Daneben sind noch fünf weitere Räume notwendig. Ein Raum für die Reserven in Verbandsstoffen, Getüch und Bettzeug; einer für die Reserven an Medikamenten; einer für die Reserven an Lebensmitteln und Haushaltungssachen. Alle diese Reserven sind jetzt in aufeinandergestapelten Koffern und Kisten aufbewahrt, von denen manche unter einem Schuppen stehen, der gegen Regen und Diebe nur mäßige Sicherheit bietet. Um einen Gegenstand, den man gerade braucht, herauszuholen, muß man einige Schwarze aufbieten und ein Dutzend schwerer Kisten auseinander stellen. Wie graut es Herrn Neßmann und mir, wenn ein Medikament aus den Reserven zu entnehmen ist!

In Europa macht man sich nur schwer eine Vorstellung davon, wie viel und was alles für den ordentlichen Betrieb eines Urwaldspitals in Äquatorialafrika auf Vorrat gehalten werden muß. Früher richtete ich mich immer darauf ein, für etwa sechs Monate versehen zu sein. Jetzt rechne ich mit einem Jahre. Die Verkehrsverhältnisse zwischen Äquatorialafrika und Europa sind zurzeit derart, daß ich das, was ich heute bestelle, vielleicht erst in acht oder neun Monaten erhalte, wenn es überhaupt ankommt und nicht durch Beschädigung unbrauchbar geworden ist. Im ganzen haben wir

wohl an die hundert Koffer und Kisten mit Reserven. Wie ersehnen wir den Tag, wo der Inhalt derselben schön in Ordnung auf Schäften stehen wird!

Noch zwei weitere Räume sind erforderlich: ein Zimmer für Joseph und eines für Alois, den Koch. Da ich keine Unterkunft für Joseph habe, wohnt er in seinem Dorfe, auf dem gegenüberliegenden Ufer, etwas flußaufwärts von hier, und kommt nur zum Dienst hierher, was heißt, daß er spät kommt und früh geht. Regnet es morgens, so kommt er überhaupt nicht, da er, wie alle Südländer, beim Regen nicht aus dem Hause mag. Droht ein Tornado für den Abend, so kehrt er schon um drei Uhr nachmittags heim, was ich ihm nicht verargen kann. Das Rudern — es handelt sich um eine Strecke von etwa anderthalb Kilometern — greift ihn so an, daß seine Leistungen und seine Laune dadurch stark beeinträchtigt sind. Alois der Koch wohnt weit weg, am anderen Ende der Missionsstation in einer Hütte, die uns nur ganz provisorisch zur Verfügung steht.

Also heißt es: „Bau nochmals, du armer Doktor, und schaff zehn Zimmer!"

Auf dem mir zur Verfügung stehenden Gelände der Missionsstation ist gerade noch ein Stück übrig, auf dem ein Haus von sechzehn Metern Länge und zwölf Metern Breite Platz hat. In diesem werden dann die weißen Kranken, die Vorräte, Joseph und der Koch miteinander untergebracht. Unter ihnen, zwischen den Pfählen, bekommen die Hühner eine Behausung.

Frisch an die Arbeit. Und dabei eins nicht vergessen: Das neue Gebäude muß so hergestellt werden, daß es einmal ohne zu große Schwierigkeit auseinander genommen und anderswohin transportiert werden kann! Die Missionsgesellschaft, deren Gastfreundschaft ich dankbar genieße, hat mir

die Rückkehr auf ihren Grund und Boden nur unter der Bedingung gestattet, daß ich den Verbleib des Spitals auf der Missionsstation als provisorisch betrachte. Sie ist der Ansicht, daß ein so bedeutendes Unternehmen wie das meine eine Reihe von Unzuträglichkeiten für die Missionsstation und die darauf betriebenen Schulen mit sich bringe und dies noch besonders deswegen, weil die Hügel, Felsen und Sümpfe des Geländes es nicht erlauben, meine Bauten an irgendein Ende der Station zu verlegen. Das Für und Wider in dieser prinzipiellen Frage mag auf sich beruhen. Vorläufig haben die Tatsachen entschieden. Hätte ich mir bei meiner Ankunft Balken und Bretter und Handwerker verschaffen können, so wäre die Verlegung des Spitals alsbald in Angriff genommen worden. Es fanden sich aber keine! Der Not gehorchend bleibe ich also hier. Und ich tue es mit gutem Gewissen. Für die Missionsgesellschaft ist der Vorteil, überhaupt ein Spital in der Gegend zu haben, so groß, daß die Unannehmlichkeiten, dasselbe auf eigenem Boden zu beherbergen, dagegen nicht aufkommen können. Zudem haben, meine ich, Herr Missionar Herrmann und ich in den gemeinsam hier verlebten Monaten den Beweis erbracht, daß bei vernünftiger und verträglicher Gesinnung ihrer Leiter Missionsstation und Spital sich auch auf einem Gelände vertragen können, auf dem beide Unternehmen räumlich nicht in wünschenswerter Weise zu trennen sind, und daß dabei noch jedes von der Gegenwart des andern sehr erhebliche Vorteile hat. Auch die Missionare des Ogowegebietes treten dafür ein, daß ich auf der Missionsstation verbleibe.

Mit der Möglichkeit einer später notwendig werdenden Verlegung muß ich aber immer rechnen und meine Bauten, vom Hühnerstall aufwärts, daraufhin anlegen.

Das neue Haus soll ein Pfahlbau mit einem Wellblech-

dach werden. Der nun fast völlig wiederhergestellte Amerikaner, Herr Crow, holt mit einer guten Mannschaft, über die ich für einige Tage verfüge, die Hartholzpfähle dreißig Kilometer stromaufwärts von hier aus einem kleinen Flusse herbei. Der neue Doktor und ich schaufeln in den Abendstunden Erde, um den Bauplatz einzuebnen. Die Sägerei von N'Gômô verspricht ihr Mögliches für die Lieferung von Holz zu tun. Hoffentlich sind alle Vorarbeiten bis zum Beginn der trockenen Jahreszeit Ende Mai, so weit gediehen, daß mit dem Bauen begonnen werden kann.

Das neue Haus ist ein verwegenes Unternehmen. Verläßt mich der schwarze Zimmermann, so steht die Arbeit still. Aber es muß sein.

Zurzeit arbeitet der schwarze Zimmermann wenig. Es geht seiner schlafkranken Frau immer schlechter. Der Tod ist unabwendbar.

* * *

Bis in die zweite Hälfte des Januars hinein hat der neue Doktor mit seiner Furunkulose zu tun. Manchmal geht es ihm einige Tage ziemlich gut. Dann treten wieder Fieber und neue Furunkel auf. Daß Europäer ihren Aufenthalt in Äquatorialafrika des öfteren mit einer langwierigen Furunkulose einweihen, ist eine bekannte Tatsache. Fräulein Kottmann geht es besser. Meine Geschwüre zeigen eine Tendenz zur Heilung. Wann werde ich die so ermüdenden schweren Holzschuhe ablegen können?

Am 17. Januar wird die Frau des schwarzen Zimmermanns durch den Tod von ihren langen Leiden erlöst. Durch sorgfältige Pflege haben wir wenigstens dies erreicht, daß sie sich nicht wund gelegen hat. Das Wundliegen ist das,

was das Siechtum der Schlafkranken so überaus traurig gestaltet. Alle geben wir der Dulderin das letzte Geleite.

Auf lange Zeit wird der schwarze Zimmermann jetzt keine Arbeit tun. Trauer ist Feier. Daran ist nicht zu rütteln. Wochenlang muß der Witwer nun in zerrissenem Gewand in der Hütte sitzen, ohne etwas anzurühren. Dies ist eine heilige Pflicht. Die Primitiven ehren ihre Toten mehr denn wir, zum mindesten in ihren Gebräuchen.

Also muß ich das Haus für die beiden Ärzte allein fertig bauen. Zurzeit ist Herr Neßmann immer noch auf die Gastfreundschaft von Herrn und Frau Herrmann angewiesen.

Herr Crow, der Amerikaner, der am 20. Februar die Heimreise antreten sollte, zieht sich auf der Fahrt zum Besuch eines Freundes einen schweren Sonnenstich zu. Dieser schwächt seine Widerstandskraft derart, daß der Körper wieder der Infektion unterliegt, über die er im Begriff war, nach monatelangem Ringen zu triumphieren. Andauerndes hohes Fieber setzt wieder ein. Neue Abszesse bilden sich. Das Leben ist nochmals in Gefahr. Was hat uns dieser eine weiße Patient schon für Sorge und Arbeit gemacht!

Wie schön dagegen sind die Fälle, in denen man mit wenig Mühe viel tun kann! Kommt da eines Abends, während wir zu Tische sitzen, ein Holzhändler mit verzweifelten Gesten und mit dem Rufe: „Ich verliere den Verstand!“ ins Zimmer gestürzt. Erschreckt springen wir auf, ihn allenfalls zu bändigen. Aber das Leiden sitzt nicht im Gehirn, sondern, wie sich gleich herausstellt, in einem Zahn. Unter einer Plombe ist die Wurzel erkrankt. Tagelang hat der Arme im Urwald die sich stetig steigernden Schmerzen ausgehalten, die die unter Druck stehenden Fäulnisgase hervorriefen. Um zu mir zu gelangen, mußte er zwei Tage lang im Kanoe den Fluß herauffahren. Am andern Tage sitzt er, um

einen Zahn ärmer, fröhlich mit uns am Mittagstisch. Er hat mir auch Balken versprochen.

Seit Wochen macht ein Leopard das Gebiet der Missionsstation unsicher. Eine Ziege der Mission, die mit ihrem Jungen nicht weit von unserem Hause graste, ist am lichten Tage sein Opfer geworden.

Am 27. Januar entgehen Fräulein Kottmann und ich miteinander dem Tode durch Ertrinken. Mit einer guten Rudermannschaft kehren wir, nach Einbruch der Nacht, schwer beladen, von einer Faktorei heim, auf der wir Einkäufe gemacht haben. Ich gebe Befehl, sich nicht zu nah am Ufer zu halten, da ich auf der Herfahrt einen umgestürzten Baum mit mächtigem Geäst im Wasser liegen sah. Nach einiger Zeit kommt es mir vor, als wären wir doch zu nah am Ufer. Die Ruderer widersprechen, und ich beruhige mich damit, daß die Augen der Naturkinder in dem dichten Dunkel sicherlich mehr sehen als die meinen. Plötzlich aber werde ich von unerklärlicher Unruhe erfaßt. Ich springe auf und erzwinge eine Wendung gegen den Fluß zu. In demselben Augenblick taucht das Geäst des großen Baumes aus dem Wasser auf. Knapp kommen wir daran vorbei. Ohne die Wendung wären wir mit voller Wucht in dasselbe hineingefahren und durch den Anschlag betäubt und aus dem Kanoe geworfen worden. Auf hiesige Schwarze kann man sich nie verlassen, auch nicht in Dingen, die sie berufsmäßig verstehen. In ihrem Leichtsinn sind sie unberechenbar.

Am Tage nach diesem Abenteuer kommt das schon lange sehnlichst erwartete Motorboot des Spitals an. Es ist von lieben schwedischen Freunden gestiftet, die zu diesem Zweck seit 1922 Geld zusammengelegt haben. Wie dankbar wir ihnen dafür sind, können wir ihnen nicht ausdrücken.

Das Motorboot bedeutet für uns vor allem ein sichereres, schnelleres und bequemeres Verkehren auf dem Strome. Ganz mit einem Segeltuchdach überspannt, bietet es Schutz gegen Sonne und gegen Regen, wenn dieser nicht zu stark fällt. Auch auf unserem Ruderkanoe habe ich ein Dach. Aber dies ist, um die Stabilität des Einbaums nicht zu sehr zu gefährden, so niedrig und eng, daß man fast darunter erstickt. Sodann sind wir jetzt der Aufregung ledig, die man mit dem Zusammenbringen, dem Zusammenhalten, der Beköstigung und der Entlohnung von Rudermannschaften hat. Auch können wir in dem Motorboot viel größere Lasten befördern als im Ruderkanoe. Das Schönste aber ist, daß die Fahrt mit dem Motorboot nicht, wie man meinen sollte, teurer, sondern billiger zu stehen kommt als mit dem Ruderkanoe. Eine Reise, für die wir bisher fünf Tage brauchten, führen wir jetzt in zweien aus. Was wir den Ruderern an Nahrung und Löhnung und Geschenken bieten mußten, ist bedeutend mehr als die Ausgaben für Benzin und Öl! Das Motorboot erlaubt uns auch, uns Bananen aus entlegenen Ortschaften zu holen, die sonst für die Belieferung des Spitals nicht in Betracht kommen könnten. Dies ist, wie alles, was eine Erleichterung in der Beschaffung von Lebensmitteln bedeutet, im Urwalde von großer Wichtigkeit.

Als ziemlich schmale Gondel gebaut, läuft das Motorboot gut gegen die starke Strömung an. Es hat nur geringen Tiefgang, um in der trockenen Jahreszeit in den seichten Wassern durchzukommen. Seine Länge ist achteinhalb Meter, die Breite anderthalb Meter. Die Ladung kann bis eine Tonne betragen. Der einzylindrige, äußerst einfache Motor hat eine Stärke von dreieinhalb Pferdekräften und verbraucht etwa anderthalb Liter Benzin in der Stunde. Gegen den Strom und mäßig beladen macht es sieben bis acht

Kilometer in der Stunde, in ruhigem Wasser etwas über zwölf.

Diese Art von Motorboot wird von fast allen Holzhändlern hier gebraucht und hat sich sehr gut bewährt. Unseres führt einen schwedischen Namen. Es heißt „Tack Sa Mycket", was bedeutet „Danke schön".

Am 10. Februar bringt uns ein großes und bequem eingerichtetes Motorboot von Cap Lopez eine kranke holländische Dame herauf. Der Herr des Bootes, Herr Drew, ein uns befreundeter Engländer, hat die Güte, den Amerikaner, dem es etwas besser geht, mit hinunter zu nehmen. Wir halten ihn für fähig, die Heimreise zu ertragen. Da er noch täglich verbunden werden muß, begleitet ihn Herr Neßmann bis ans Meer.

Für zehn Tage bin ich wieder einziger Arzt des Spitals. Fast ständig beherbergen wir in diesen Zeiten ein halbes Dutzend weißer Kranker. Bei einem Polen, einem Herrn Rochowiack, der wegen einer Fußverletzung gekommen war, bricht, während er hier ist, Schwarzwasserfieber aus. Er hält sich für verloren, weil er in Rhodesia sieben Fälle von Schwarzwasserfieber sah, die alle tödlich endeten. Ich hingegen kann ihn damit trösten, daß ich noch nie einen Kranken an Schwarzwasserfieber verlor. Auch bei ihm hat meine Behandlung Erfolg. Sie besteht darin, daß dem Kranken möglichst bald in jeden Schenkel zweihundert Kubikzentimeter einer dreiprozentigen Kochsalzlösung unter die Haut injiziert werden. Zwei- oder dreimal, mit je sechs Stunden Pause, werden diese Einspritzungen wiederholt. Sie sind sehr schmerzhaft. Aber der schlimmste Schmerz tritt nicht gleich, sondern erst nach einigen Tagen auf, wenn der Kranke schon außer Gefahr ist und sich darüber, im Hinblick auf seine Errettung, nicht über Gebühr aufregt. Diese

Einspritzungen halte ich, nach meiner Erfahrung, für die Hauptsache in der Behandlung des Schwarzwasserfiebers. Daneben injiziere ich noch, wie es die Regel ist, sterilisiertes Blutserum sowie künstliches Serum und verabreiche Calciumchlorat in starken Dosen.

Daß plötzliche starke Chinindosen bei Leuten, die nicht regelmäßig Chinin nehmen, irgendwie den Ausbruch des Schwarzwasserfiebers verursachen, habe ich auch diesmal bestätigt gefunden. Herr Rochowiack fühlte sich etwas fiebrig und nahm Chinin, das nicht seine Gewohnheit war, und zwar, auf Zureden der Patienten, die sein Zimmer teilten, ziemlich viel. Am andern Morgen hatte er Schwarzwasserfieber. Unter welchen Bedingungen Chinin die massenhafte Zerstörung von roten Blutkörperchen bewirkt, was ja der Vorgang beim Schwarzwasserfieber ist, wissen wir freilich nicht, wie uns gerade bei dieser Erkrankung noch vieles rätselhaft ist. Unerklärbar zum Beispiel ist, daß sie immer nur Europäer, fast nie Schwarze befällt.

Kaum daß Herr Rochowiack sich etwas erholt hat, hilft er mir beim Bauen. Er ist Schreiner und Zimmermann. Ich lerne viel von ihm. Er bringt mir die vereinfachte Bauart in Holz bei, wie sie in Südafrika, wo er sich längere Zeit aufhielt, verbreitet ist.

Bei seiner Rückkehr aus Cap Lopez findet Herr Neßmann das Häuschen der Ärzte fertig und bezieht sogleich eines der drei Zimmer. Bis zur Ankunft von Dr. Lauterburg dienen die beiden anderen zur Unterbringung weißer Kranker.

Mitten in die Freude über den vollendeten Bau kommt die Aufregung um das Schicksal zweier unserer größten Kanoes. Sie sind in der Nacht fortgeschwommen, weil Dominik sie abends nicht richtig angekettet hatte. Unterhalb des Spitals gehen drei Arme von dem Flusse ab. Welchem derselben

soll der arme Dominik, der sich schuldbewußt mit einigen Schwarzen auf die Suche macht, folgen? Sicherlich haben brave Wilde die beiden Kanoes schon angehalten und im Gebüsch eines Sumpfes versteckt. Später, wenn sie sie unkenntlich gemacht haben, werden sie sie dann irgendwo in der Ferne verkaufen. Kanoes sind sehr wertvoll, weil die Eingeborenen heutzutage fast keine mehr verfertigen. Man kann sie sich nur mit größter Mühe verschaffen. Seit Monaten besitzt die Missionsstation kein brauchbares größeres Kanoe und ist ganz auf die des Spitals angewiesen. Trotz des Motorbootes können wir nicht ohne Kanoes auskommen. Für das Holen von Holz und Bambus zum Beispiel, wo man in die kleinen Wasserläufe hinein muß, ist es nicht zu brauchen.

Nach zwei Tagen kehrt Dominik unverrichteter Dinge zurück. Kaum hat er sich etwas erholt, treibt ihn sein für einen Schwarzen außerordentlich gut funktionierendes schlechtes Gewissen wieder fort. Und diesmal folgt er dem richtigen Flußarm und bringt beide Kanoes heim, worüber großer Jubel im ganzen Spital ausbricht. Er und seine Genossen auf diesen Fahrten bekommen zu essen, so viel sie nur können, und dürfen schlafen, so lange sie nur mögen.

Zurzeit haben wir merkwürdig viele Patienten mit Unfallverletzungen zu behandeln, weiße und schwarze. Ein weißer Mechaniker kommt von N'Djole mit einem Eisensplitterchen in der Hornhaut. Der schwarze Steuermann eines Flußdampfers ist durch die plötzlich zurückschnellende Ankerwinde an den Kopf getroffen worden.

Auch zwei Schwarze, die beide von Menschen gebissen wurden, sind bei uns. Dem einen widerfuhr dies, als er einen säumigen Schuldner greifen wollte. Beißen als Angriffs-

oder Abwehrbewegung ist den Schwarzen geläufiger als uns. „Das Schlimmste", sagt Joseph, „ist der Biß des Leoparden; noch schlimmer ist der Biß der Giftschlange; noch schlimmer der des Affen; am allerschlimmsten aber der des Menschen." Etwas Wahres ist daran. Ich habe in Afrika bis jetzt etwa zwölf Verletzungen durch Menschenbiß zu sehen bekommen. Alle zeigten sie alsbald Symptome schwerer Infektion. In zwei Fällen bestand Gefahr einer allgemeinen Blutvergiftung, obwohl mir die Patienten innerhalb weniger Stunden zukamen. Dem einen der beiden jetzt gekommenen Gebissenen muß das Endglied eines Fingers abgenommen werden. Er heißt Vendakambano und ist Schreiner. Ich lasse ihn versprechen, daß er mir nach der Heilung zwei Monate beim Bauen helfen wird, was er auch in feurigen Worten tut.

Eine Reihe von Europäern suchen uns wegen Zahnschmerzen auf.

Die Zahl der schwarzen Kranken nimmt immer noch zu. Wo soll das hinführen? Auf einen Tag rücken von einem einzigen Holzplatz vierzehn Bendjabis mit schlimmen phagedänischen Fußgeschwüren an. Einige von ihnen sind so elend, daß wir sie wohl kaum retten können. Bei längerer Dauer nämlich fangen die mit den Geschwüren gegebenen Fäulnisstoffe an, das Allgemeinbefinden in schwerster Weise zu schädigen. Die Leute werden hinfällig und erholen sich dann nur noch in seltenen Fällen. Der Tod kommt meist ganz plötzlich.

Morgens, wenn zum Verbinden gerufen wird, kommen Patienten hergerutscht und hergekrochen, weil die Geschwüre ihnen das Gehen unmöglich machen. Gerne möchten wir ihnen den Weg ersparen und sie an ihren Schlafstellen verbinden. Aber es ist dafür zu dunkel in den Baracken. Einer von diesen Armen ist der gefürchtetste Dieb

des Spitals. Wie manche Banane, die ein armes Negerweib sicher versteckt wähnte, ist seine Beute geworden!

* * *

Fälle von Lepra (Aussatz) gehen uns fortwährend zu. Wie viel mehr wären noch hier, wenn die Behandlung nicht so langwierig wäre! Erst nach einer mehrwöchentlichen Kur nämlich merkt der Kranke gewöhnlich eine Besserung. Gar vielen geht vorher die Geduld aus, und sie lassen sich nicht weiter halten. Gewöhnlich kommen sie ja nur, um zum Trinken bereitetes, das heißt mit Sesam- und Erdnußöl reichlich versetztes Chaulmoograöl zu holen, das sie dann zu Hause einnehmen. Diese Kur sind sie von früher her gewohnt. Daß aber viel mehr zu erreichen ist, wenn dazu noch eine Reihe von Einspritzungen mit Chaulmoograöl kommen, lassen sie sich nicht gerne beibringen, weil dies einen zu langen Aufenthalt im Spital erfordert. Wir hoffen aber Erfolge zu haben, die sie überzeugen. Daß das Wohnen in den überfüllten Baracken keine Annehmlichkeit ist, muß ich ihnen ja zugestehen.

Eine Zeitlang machten wir, in Befolgung von Angaben, die wir in medizinischen Zeitschriften fanden, Versuche mit intravenösen Einspritzungen von Chaulmoograöl, in andern Ölen und in Äther aufgelöst. Sie gaben uns nur mäßig befriedigende Resultate. Daß diese täglich zu machenden Einspritzungen, als gar nicht ungefährlich, überdies immer vom Arzte selber vorgenommen werden müssen, ist ein schwerwiegender Nachteil dieser Behandlungsweise. Woher die Zeit dazu nehmen?

Nun sind wir in der glücklichen Lage, Chaulmoograöl un-

ter die Haut einspritzen zu können. Aus Versuchen, die Herr Professor Giemsa in Hamburg und sein Assistent, Herr Doktor Adolph Keßler, in zuvorkommender Weise für uns unternommen haben, wofür wir ihnen sehr dankbar sind, ergibt sich, daß das Chaulmoograöl, das sonst Niederschläge bildet, in Erdnußöl gut in Lösung gehalten wird, und zwar schon, wenn man gleiche Mengen von beiden nimmt. Einspritzungen mit dieser Mischung unter die Haut werden ohne Schmerzen ertragen und gut resorbiert. Sie sind zudem völlig unschädlich. Auf Grund dieser Resultate behandeln wir Lepra nun mit Chaulmoograöleinspritzungen unter die Haut. Diese sind viel schneller gemacht als die in die Venen und können, als ganz ungefährlich, durch den Heilgehilfen ausgeführt werden. Zurzeit verfahren wir so: Vier Teile Chaulmoograöl werden in fünf Teilen Erdnußöl gelöst, wobei beide erwärmt werden. Nachher wird die Lösung sterilisiert. Sie hält sich lange steril. Der Patient bekommt täglich einen halben bis zwei Kubikzentimeter davon unter die Haut gespritzt. Ob noch höhere Dosen dauernd gut ertragen werden, wird noch ausprobiert. In zu großen Mengen kann Chaulmoograöl schädlich wirken. Die Erfolge unserer Behandlungsweise sind sehr ermutigend.

Der Behandlung der phagedänischen Geschwüre widmet Herr Neßmann seine besondere Aufmerksamkeit. Der geringste Fortschritt in derselben bedeutet für uns eine große Erleichterung. Zunächst wird jetzt — wozu bisher die Zeit nicht reichte — der Saft eines jeden Geschwürs im Mikroskop untersucht. Dadurch läßt sich mit Sicherheit feststellen, ob es sich um ein phagedänisches handelt oder nicht. Im Saft des phagedänischen Geschwürs kommen nämlich merkwürdigerweise nur zwei Mikroben vor; und zwar immer beide miteinander. Es sind dies eine Art von Spiro-

chäten (Spirochaeta Schaudini) und die sogenannten spindelförmigen Bazillen. Ganz ähnliche Erreger findet man bei einer besonderen Angina (der Plaut-Vincentschen Angina) miteinander vergesellschaftet. Die Nachprüfung durch das Mikroskop ergibt, daß sozusagen alle Geschwüre, die wir dem Aussehen nach für phagedänische halten, es in der Tat auch sind.

Nun werden die verschiedenen Arten der Behandlung durchprobiert. Dabei zeigt sich, daß ein von belgischen Ärzten angegebenes und von uns etwas modifiziertes Verfahren das Geschwür in den meisten Fällen geradesogut reinigt wie die von uns bisher geübte Auskratzung. Welche Ersparnis an Zeit und Kraft und Geld! Die Narkose kommt in Wegfall. Jetzt verbrauchen wir im Jahr nur noch halb so viel Äther und Chloretyl wie bisher. Dies will etwas heißen, da beide Stoffe hier unverhältnismäßig viel teurer sind als in Europa. Als feuergefährlich müssen sie nämlich auf dem Deck des Schiffes reisen und zahlen doppelte Fracht. Und wenn es auch nur ein kleines Kistchen ist, kostet es doch so viel, als wäre es ein Kubikmeter.

Auch unsern Nerven kommt die neue Methode zugute. Was gab das für Auftritte, wenn etwa sechs Wilde einer nach dem andern sich zur Vornahme der Auskratzung auf den Tisch legen und einschläfern lassen sollten!

Die von uns jetzt geübte Behandlungsweise besteht darin, daß man das Geschwür eine halbe Minute lang mit einer Sublimatpastille ziemlich energisch auswischt. Dies ist schmerzhaft. Aber der Schmerz wird erst empfunden, wenn die Prozedur bereits vorüber ist. Nach einer halben Minute wird das Geschwür mit gekochtem Wasser gut abgespült. Nun bestreut man es mit Jodoform und bedeckt es mit Gazekompressen, die mit einer dünnen Lösung Methylviolett ge-

tränkt sind. Diese Kompressen werden öfters erneuert, damit der Verband immer feucht bleibt. Nach zwei oder drei Tagen ist das Geschwür dann soweit gereinigt, daß es genügt, es mit Dermatol, Salol, Aristol, Vioform oder einem andern Wundstreupulver zu belegen und trocken zu verbinden.

Bis zur definitiven Heilung kann es aber, wenn das Geschwür groß ist, noch acht bis zehn Wochen dauern, wenn nicht länger. Ganz langsam nur wächst die Haut nach. Später, wenn regelmäßig operiert wird, wollen wir Hauttransplantationen versuchen, das heißt, Haut in feinen Streifen vom Schenkel entnehmen und auf das Geschwür legen, damit sie dort anwächst. Gelingt dies bei diesen Geschwüren ebensogut wie die gewöhnlichen Wunden, so ist wiederum viel gewonnen. Wie viel an Arbeit, Verbandstoffen, Medikamenten und Reis wird schon gespart, wenn wir nur so viel erreichen, daß die Überhäutung in sieben statt in fünfzehn Wochen vor sich geht!

Wie ein Fabrikant darauf aus ist, einen Massenartikel um einige Pfennige billiger herzustellen als bisher, um seinen Betrieb rentabler zu gestalten, also müssen wir darauf sinnen, die Heilung der phagedänischen Geschwüre, dieses Massenartikels unseres Spitals, zu beschleunigen.

Merkwürdig ist, daß die phagedänischen Geschwüre nur an der unteren Hälfte des Unterschenkels vorkommen. Gewöhnlich sitzen sie an den Knöcheln oder oberhalb derselben, und auf den Fußrücken. Zuweilen beginnen sie an einer Zehe oder an den Fersen. Alle anderen Gegenden des Körpers scheinen gegen sie gefeit. Nach unserer Beobachtung sind auch nur Männer davon befallen; bei Frauen kommen sie fast nicht vor.

Von verschiedenen Seiten ist mir gesagt worden, daß pha-

gedänische Geschwüre besonders da auftreten, wo die Leute viel Palmöl bekommen. Inwieweit dies zutrifft, weiß ich nicht. Bemerkt habe ich allerdings, daß die Holzplätze, auf denen die Leute besonders gut genährt werden, fast die größte Zahl der Patienten mit phagedänischen Geschwüren stellen. Als Fett wird hier gewöhnlich Palmöl gegeben. Demnach könnte an jener Bemerkung etwas Richtiges sein. Freilich, das phagedänische Geschwür kommt auch in Gegenden vor, wo nicht mit Palmöl gekocht wird.

Einer unserer europäischen Kranken, Herr Rupin, macht uns große Sorgen. Bei der Ankunft benimmt er sich wie jemand, der leicht betrunken ist. Er hat etwas Durchfall und fiebert. Die Temperatur ist nicht sehr hoch. Nur hält es schwer, sie herunterzubringen. Der Fall sieht sich nicht schlimm an und ist doch sehr ernst. Der Arme hat mehrere Sonnenstiche erlitten, weil er sich nicht genug in acht nahm. Daß sein Benehmen immer läppischer wird, ist kein günstiges Zeichen und erschwert die Pflege ungemein. Jedoch geben wir die Hoffnung nicht auf. Ich sah ähnliche Fälle schon günstig ausgehen. Natürlich muß er mit erster Gelegenheit, sowie er transportfähig ist, nach Europa zurück. Das Wie ist freilich ein Problem, da er gänzlich mittellos ist.

Durch andauernde Malaria übel mitgenommen, ist Herr Missionar Soubeyran aus N'Gômô bei uns in Pflege. In den ersten Tagen war sein Zustand infolge Herzschwäche so bedenklich, daß der neue Doktor die Nächte bei ihm zubringen mußte.

* * *

Am 16. März, bei der Heimkehr von einer zweitägigen Fahrt mit dem Motorboot, sehe ich eine schlanke Gestalt

in der vornehm nachlässigen Haltung des Kavallerieoffiziers neben Herrn Neßmann auf dem Landungsfloß stehen. Es ist der neue Arzt, Doktor Marc Lauterburg.

Mit Afrika hat er schon gründlich Bekanntschaft gemacht. Auf der Fahrt vom Schiff ans Land in Cap Lopez, die er mit Eingeborenen in einem kleinen auf dem Meer aufgefischten Kanoe unternimmt, wird er von einem Tornado überrascht. Zum Glück weht der Sturm dem Lande zu und wirft das Kanoe irgendwo ans Gestade. Das Gepäck ist vorher mit einer sicheren Gelegenheit vom Schiff gekommen.

Die Fahrt von Cap Lopez nach Lambarene macht der neueste Doktor mit hundertundfünfzig schwarzen Passagieren auf einem kleinen Handelsdampfer, der einen schwerbeladenen, lecken Schleppkahn mit sich führt. Dabei erlebt er nächtliche Schlachten zwischen den schwarzen Passagieren und den Bewohnern eines Dorfes. Die schwarzen Passagiere wollen am Land nächtigen, weil sie dem lecken Schleppkahn, auf dem sie zusammengepfercht sind, nicht trauen, und die Leute des Dorfes wollen sie nicht ans Land lassen.

Das Spital findet Herr Lauterburg viel größer als er es sich vorgestellt hatte. Da gerade die Betten in den Baracken für die Operierten fertig geworden sind, kann er sogleich an die Arbeit gehen. Der erste Fall, der seinem Messer anvertraut wird, ist ein Schlafkranker mit eitriger Rippenfellentzündung, bei dem eine Rippenresektion zu machen ist. Der Arme heißt Yezu und ist ein Wilder aus dem Innern. Seit Monaten ist er schon bei uns. Die Schlafkrankheit scheint überwunden. Aber die Kraft, die eitrige Rippenfellentzündung zu überstehen, hat er wohl nicht mehr. Wir lieben ihn alle seines sanften Wesens halber. Wie dankbar ist er für die

Suppen, die für ihn gekocht werden! „Wenn ich gesund bin," sagt er, „bleibe ich für immer bei euch."

Während der zweiten Operation, die wir mit Doktor Lauterburg machen, erschreckt ihn ein Schwarzer, der mit dem Rufe: „Sie trachten dem Huhne des Doktors nach dem Leben" in den Operationsraum stürzt. „Sie" sind der Bendjabi, der nur noch kriechen kann, und seine Spießgesellen. Es hätte mich wundergenommen, wenn sie die Zeit, wo Ärzte und Heilgehilfen alle zusammen im Hause festgehalten sind, nicht für ihren Kochtopf genützt hätten!

In den ersten Stunden des 19. März stirbt ganz plötzlich Herr Rupin, der Patient mit Sonnenstich. Am Tage vorher hatte er mit uns noch Pläne für die Heimreise gemacht. Er wird auf der katholischen Mission beerdigt, an demselben Nachmittage wie die Mutter Josephs, die eine feine alte Frau war.

Wie schwer sind die Briefe zu schreiben, in denen ich den Angehörigen eines bei uns gestorbenen Europäers Nachricht von seinen letzten Tagen und seinem Ende geben muß!

Aus Liebe zu mir erscheint Joseph nach drei Wochen Trauerruhe bereits wieder zum Dienst, was ich ihm hoch anrechne. „Der Doktor ist ein Sklave der Arbeit, und der arme Joseph ist der Sklave des Doktors", sagt er. Gleichzeitig findet sich der schwarze Zimmermann Monenzalie, der Witwer der schlafkranken Frau, wieder ein. Es hat Mühe gekostet, ihn zur Rückkehr zu überreden. Er hat mir auch Bedingungen gestellt. Schlag zwölf Uhr müsse die zweistündige Essenspause beginnen und um halb sechs Uhr Feierabend gemacht werden. Überstunden und Drängen in der Arbeit seien ausgeschlossen. Die Höhe des Lohnes wage ich nicht niederzuschreiben. Bei alledem muß ich noch froh sein, daß er es wieder mit mir versuchen will. Er gehört zu

den besten Zimmerleuten der ganzen Gegend und könnte zu jeder Stunde eine noch besser bezahlte und viel bequemere Stelle finden. Wenn er sich für mich entscheidet, ist es aus Anhänglichkeit.

Die Hand des wegen Menschenbiß behandelten Schreiners Vendacambano ist gut geheilt. Er ist nach Hause gefahren, vorgeblich um schnell seine Angelegenheiten zu ordnen und dann für zwei Monate zu mir zu kommen. Wie ich aber erfahre, ist er im Begriff, einen neuen Platz anzutreten.

Doktor Lauterburg kommt es noch immer merkwürdig vor, in einer Person Operateur und Operationsschwester zu sein. Aber er findet sich mutig in das doppelte Amt. Bei den Eingeborenen heißt er „N'Tschinda-N'Tschinda", was bedeutet „Der Mann, der mutig schneidet". Herrn Neßmann nennen sie Ogula, das ist „Sohn des Häuptlings". Mit dem Häuptling bin ich gemeint.

Zurzeit wird viel operiert. In der Unfallchirurgie hat N'Tschinda-N'Tschinda einige Mühe, sich zu dem von mir geübten Prinzip des Nichtamputierens zu bekehren. Wir müssen uns nämlich hier die Amputation selbst da versagen, wo sie in Europa, mit Rücksicht auf das bedrohte Leben des Patienten, als ganz selbstverständlich vorgenommen wird. Sonst heißt es bis in die fernsten Gegenden, der Doktor zu Lambarene schneide den Leuten Arme und Beine ab, was gar viele abschrecken würde, hier Hilfe zu suchen.

Bisher habe ich es nicht zu bereuen gehabt, nach dem Rufe des Doktors, der die Arme und Füße an ihrer Stelle läßt, zu trachten. Dies verdanke ich dem Methylviolett. Jede Unfallverletzung an den Gliedmaßen, so schwer sie auch aussehen möge — wie überhaupt alle Unfallverletzungen —, werden bei uns mit Methylviolett behandelt. Meiner Beobachtung nach leisten aber nur die feuchten Verbände

mit Methylviolett Gutes. Die trockenen oder eintrocknenden können geradezu gefährlich werden, weil es dann so kommen kann, daß Methylviolett, in feinster Verteilung, Teile der Wunde wie ein Häutchen bedeckt und eine abschließende Schicht bildet, unter der die Infektion sich um so mehr ausbreitet. Bei Furunkeln, Panaritien und allen nur schmal geöffneten Eiterungen kann man daher bei trockener Behandlung mit Methylviolett unter Umständen ganz üble Erfahrungen machen. Der Verband mit Methylviolett muß also ständig feucht erhalten werden, daß der Farbstoff keine trockenen Niederschläge bilden kann. Nur so ist er gefahrlos und entfaltet seine volle Wirkung.

Eine zerrissene Wunde wird also mit Gaze ausgelegt, die eben in wässerige Methylviolettlösung getaucht wurde. Diese Gaze wird dann durch regelmäßiges Auflegen von in sterilem Wasser genetzter Gaze stetig feucht erhalten. Der Einfachheit halber kann man den Verband auch mit undurchlässigem Stoff zur Verhütung der Verdunstung umgeben. Dies ist selbst da möglich, wo es sich um stark infizierte Wunden handelt, bei denen ein feuchter Verband sonst ein Fehler wäre. Das Methylviolett erlaubt die Anwendung des feuchten Verbandes auch da, wo man sonst auf ihn und seine Wirkungen verzichten mußte. In schweren Fällen wenden wir auch dauernde Berieselung mit schwacher Methylviolettlösung an.

Methylviolett hat den großen Vorzug, daß es nicht reizt. Im Gegenteil, es wirkt ausgesprochen schmerzstillend. Beobachtet habe ich dies oft, besonders auch bei Verbrennungen, die ich ebenfalls mit feuchten Methylviolettverbänden behandle. Wie die Wirkung zu erklären ist und ob darüber schon Versuche angestellt sind, weiß ich nicht.

Doktor Lauterburg ist von den Resultaten unseres Ver-

fahrens in Fällen, wo die Amputation geboten schien, ganz überrascht. Am überzeugendsten treten sie ihm bei einem offenen, infizierten Unterschenkelbruch entgegen, der uns mit beginnender Gasphlegmone eingeliefert wird.

Durch die im Spital zu Lambarene von jeher geübte Zurückhaltung im Amputieren ist es nun so gekommen, daß unser Ruf durch vorgenommene unvermeidliche Amputationen nicht mehr gefährdet werden kann. Es geschieht jetzt, daß Schwarze von selber um die Amputation bitten. Auf einem Holzplatz ist ein Bendjabi mit dem Arm unter einen rollenden Stamm geraten und hat sich eine schwere Verletzung des Vorderarms und der Hand zugezogen. Seine Stammesgenossen dulden nicht, daß er zu uns gebracht wird, sondern behandeln ihn auf ihre Art mit gepulverter Baumrinde. Dies hat den Erfolg, daß zuletzt der ganze Arm nur eine jauchige Fläche bildet und das Allgemeinbefinden des Mannes besorgniserregend wird. Wir legen ihm seinen Fall vor, worauf er, auf den Rat von Spitalinsassen, um die Amputation bittet. Nachdem wir Zeugen genommen, daß er selber es so will, wird die Operation vollzogen. Gesund und dankbar, wenn auch nur mit einem Arme, kehrt er auf den Holzplatz zurück, den Wilden daselbst zu verkündigen, daß die Ärzte in Lambarene nur denjenigen, die sie darum bitten, Arm oder Bein abschneiden.

An Hernien werden in den Wochen nach der Ankunft Herrn Lauterburgs eine ganze Reihe operiert, ein Teil durch ihn, ein Teil durch Herrn Neßmann. Auch Elefantiasistumore kommen an die Reihe. Am 1. April wird eine solche Geschwulst von dreißig Kilo in Angriff genommen. Es handelt sich um einen Mann aus der Gegend von Samkita. Die schwere Geschwulst verurteilt ihn seit langem zur Bewegungslosigkeit. Sie ist so groß, daß er sie als Schemel be-

nutzt und darauf sitzt. Obwohl noch ziemlich jung, sieht er wie ein alter Mann aus. Die Operation dauert von zehn Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags. Das Hantieren mit dieser Masse stellt große physische Anforderungen an uns drei. Wir verfahren nach der anno 1913 von Doktor Ouzilleau veröffentlichten Methode, bei der die Geschwulst in der Mitte wie eine Birne gespalten wird. Dies erleichtert das Aufsuchen der Blutgefäße und ermöglicht eine exakte Blutstillung.

Am Tage dieser Operation trifft unerwartet ein Helfer für meine Bauten ein. Es ist ein junger Schweizer, Herr Schatzmann. Von meinen Baunöten erfahrend, hat er sich, ohne erst lange mit mir zu verhandeln, aufs Schiff gesetzt, um mir in ganz uneigennütziger Weise zu helfen. Sehr tüchtig als Bauleiter und als Zimmermann nimmt er den Bau des Hauses von zehn Zimmern in Angriff. Welche Entlastung für mich!

Einige Schwierigkeiten bereitet mir aber die Unterbringung des unerwarteten Gastes. Unangemeldetes Kommen ist auch für Afrika eine bedenkliche Sache.

Freilich, ein ganzes Spital, wie es der Helfer meinte, ist nicht zu bauen. Aber wenn er bei mir fertig ist, werden ihn hiesige Firmen sicher darum angehen, Bauten für sie auszuführen. Bauleiter sind hier gesuchte Persönlichkeiten, aber nur, wenn sie, wie es bei Herrn Schatzmann der Fall ist, selber mit Hand anlegen können und mit den Eingeborenen gut umzugehen wissen. Schon fängt man an, sich bei mir nach ihm und dem Termin seiner Abkömmlichkeit zu erkundigen.

Ein trauriger Fall ereignet sich dieser Tage. Ein Dysenteriekranker, der sich nicht auf seinen Füßen halten kann, erschlägt seinen Nachbar, der ein ebenso armes Gerippe ist

wie er. Er meinte, er wolle ihm Essen wegnehmen. Manche Dysenteriekranke nämlich haben bis zum letzten Tage guten Appetit. Wir lassen den Mörder, der keinerlei Reue über seine Tat zeigt, unbehelligt, weil vorauszusehen ist, daß er seinem Opfer in einigen Tagen in den Tod folgen wird, was auch geschieht.

Am 16. April verlassen uns Herr und Frau Herrmann, um auf Urlaub nach Europa zu gehen. Zu lange halten sie sich am Ufer damit auf, schwarze Hände zu drücken. Als wir mit dem Motorboot gerade in den Hauptstrom einbiegen und noch drei Kilometer vom Halteplatz des Flußdampfers entfernt sind, setzt sich dieser in Bewegung. „Tack Sa Mycket" ist nicht schnell genug, um den Dampfer einzuholen, und auch nicht groß genug, um alles Gepäck, das mit Kanoes bereits vorausgeschickt ist, mitzunehmen. Zum Glück findet sich ein größeres und schnelleres Motorboot, womit die Reisenden das Schiff einholen. Bei der Heimkehr kommen wir uns ganz verwaist vor.

* * *

In der zweiten Hälfte April wird tüchtig operiert. Gar viele Leute warten seit Wochen hier, bis die Reihe an sie kommt, und müssen während dieser Zeit samt ihren Begleitern ernährt werden. Doktor Lauterburg hat reichlich Gelegenheit, festzustellen, daß die Hernienoperationen hier im Durchschnitt mehr Schwierigkeiten bieten als in Europa, weil man fast immer auf ausgedehnte Verwachsungen stößt. Dies rührt wohl von den mannigfachen Versuchen her, die die Schwarzen unternehmen, um die Hernien wegzubringen, wobei dann die Gewebe mißhandelt und gequetscht werden.

Ende April verlieren wir kurz nacheinander zwei Operierte. Auch sonst haben wir viele Todesfälle unter den Kranken zu verzeichnen. Unsere Stimmung ist so gedrückt, daß wir uns zur Arbeit schleppen.

Der Arbeit am Hause mit den zehn Zimmern droht Stillstand, weil wir keine Bretter mehr haben. Wohl liegen Balken da seit Wochen. Herr Matthieu, ein Holzhändler von Samkita, hat mir dreißig schöne Hartholzbalken geschenkt aus Erkenntlichkeit dafür, daß ich einen seiner schwer erkrankten europäischen Angestellten längere Zeit bei mir in Pflege hatte. Aber sie sind achtzehn Zentimeter dick, während ich solche von acht Zentimeter brauche. Nun wäre es ein kleines, jeden dieser Balken der Länge nach in vier von etwa acht Zentimetern zu zersägen. Das gäbe hundertundzwanzig Balken von dem gewünschten Maße, womit mir vorerst geholfen wäre. Aber ich finde keine Säger, obwohl ich seit Wochen danach suche. Brauchte ich fünfundzwanzig schwarze Schreiber, so würden sich morgen fünfzig melden. Aber Säger gibt es nicht.

Wie wahr ist es doch, daß die Kultur nicht mit Lesen und Schreiben, sondern mit dem Handwerk beginnt! Weil es hier keine Handwerker gibt, ist kein wirklicher Fortschritt möglich. Die Schwarzen lernen Lesen und Schreiben, ohne sich zugleich Handfertigkeit anzueignen. Mit diesen Kenntnissen bekommen sie Anstellungen als Verkäufer und Schreiber und sitzen in weißen Kleidern umher. Das Handwerk aber wird gering geachtet.

Hätte ich etwas zu sagen, so dürfte mir kein Schwarzer Lesen und Schreiben lernen, ohne zugleich Lehrling in einem Handwerk zu sein. Keine Ausbildung des Intellekts ohne gleichzeitige Ausbildung der Handfertigkeit! Nur so wird eine gesunde Basis für den Aufstieg geschaffen. Wie lächer-

lich kommt es mir vor, wenn ich lese, daß Afrika der Kultur erschlossen wird, weil eine Eisenbahn jetzt bis dahin geht, das Automobil bis dorthin vordringt und ein Flugzeugdienst von da nach da eingerichtet werden soll. Damit ist gar nichts erreicht. „Inwieweit werden die Schwarzen tüchtige Menschen?" Dies ist das einzige, worauf es ankommt. Tüchtig werden sie durch religiöse und sittliche Unterweisung und durch das Handwerk. Alles andere hat erst einen Sinn, wenn dieser Grund gelegt ist.

Und von allen Handfertigkeiten ist die des Sägers wiederum die wichtigste. Der Säger schafft aus den Stämmen Bretter und Balken, aus denen wohnliche Häuser gebaut werden können. Ehe es Sägemühlen gab, haben unsere Voreltern Balken und Bretter von Hand gesägt. Und wenn die Schwarzen nicht denselben Weg gehen, so bleiben sie eben Wilde, mag einer oder der andere als Schreiber auch das Geld verdienen, um seinem Weibe seidene Strümpfe und Schühlein mit hohen Absätzen aus Europa kommen zu lassen. Beide, samt ihren Nachkommen, werden sie ja weiter in Bambushütten wohnen.

Um Balken und Bretter aus einem Baumstamm zu sägen, legt man diesen über eine zwei Meter tiefe und vier Meter lange Grube. Mit einer langen geraden Säge wird er dann von zwei Sägern in Angriff genommen, von denen der eine auf dem Baume, der andere in der Grube steht. Der Weg der Säge ist durch sich entsprechende Striche auf der Ober- und der Unterseite des Baumstamms vorgezeichnet. Die Kunst besteht darin, genau senkrecht zu sägen und oben und unten im Striche zu bleiben. Dies erfordert einige Übung. Zwei gut aufeinander eingearbeitete Säger bringen im Tage etwa zehn Bretter oder Balken fertig.

Dieses für hier wertvollste Handwerk wird als zu einfach

und zu anstrengend am wenigsten geachtet. Darum leben die Leute in elenden Hütten, wo sie in Häusern aus Mahagoni wohnen könnten!

Ich selber aber finde nicht einmal zwei Säger zum Zerlegen einiger dicker Balken in dünnere!

Da wird mir durch eine Angina (Halsentzündung) geholfen. Die Dame eines Holzhändlers, der, wie ich weiß, zwei gute Säger hat, kommt Ende April mit einer ziemlich schweren Angina zu uns in Pflege. Da kann der Gatte nicht anders, als die beiden Säger herholen zu lassen und mir zur Verfügung zu stellen. In wenigen Tagen ist die Arbeit getan. Jetzt habe ich hundertundzwanzig Balken. Das neue Haus kann unter Dach gebracht werden.

Am 3. Mai fahre ich mit Herrn Neßmann auf einen nördlich von hier liegenden Holzplatz, wo schwere Dysenterie ausgebrochen ist und eine Reihe von Opfern gefordert hat. Zuerst geht es siebzig Kilometer weit, bis an das äußerste Ende des Sees Azingo. Dann wird das Motorboot verlassen. In zwei kleinen Kanoes fahren wir an die fünfundzwanzig Kilometer einen reißenden kleinen Bach hinauf, wobei wir von Tse-Tse-Fliegen gepeinigt werden. Auf dem Holzplatz untersuchen wir die sämtlichen Arbeiter, geben Anweisung zur Pflege der Leichtkranken und nehmen die Schwerkranken mit uns. Es ist zum ersten Male, daß Herr Neßmann auf einen Holzplatz kommt. Am 5. Mai sind wir wieder in Lambarene, dank dem Motorboot, das die siebzig Kilometer stromaufwärts in einem knappen Tage bewältigte. Auf dieser Fahrt schreibe ich den letzten Brief an meinen Vater. Er kommt nicht mehr in seine Hände. Der Tod ruft ihn an diesem 5. Mai heim.

Während unserer Reise waren Herr Lauterburg und Fräulein Kottmann in großen Sorgen um einen an eingeklemmter

Hernie operierten Patienten. Zum Glück tritt die Wendung zum Guten ein.

Am Tage nach unserer Rückkehr wird Herr Lauterburg durch ein Motorboot zu einer kranken Dame nach N'Gômô geholt. In strahlendem Mondenschein fährt er hinunter und bringt nachher die Patientin mit herauf.

Eines Morgens prangt in Ermangelung der Tanne eine mit Bändern gezierte Palme auf dem First des im Bau begriffenen Hauses. Es wird Richtfest gefeiert. Für das Haus ist ein doppeltes Dach vorgesehen: eines aus Wellblech, zum Schutze gegen den Regen und, zwanzig Zentimeter unter diesem, eines aus Blätterziegeln, zum Schutze gegen die Wärme. Das Problem des durch dieses doppelte Dach erforderten Gebälks hat Herr Schatzmann in eleganter Weise gelöst.

* * *

Aus immer neuen Erlebnissen wird N'Tschinda-N'Tschinda gewahr, daß Chirurgie in Afrika etwas anderes ist als in Europa. Beim Streit mit einem anderen — eines Weibes wegen — hat ein Mann einen Hieb mit dem Buschmesser auf den Vorderarm empfangen. Die Sippe bringt ihn. Eine Sehnennaht ist notwendig, die unser Chirurg nach allen Regeln der Kunst ausführt. Bei Verletzten, die für sich nicht selber kochen können, muß immer ein Begleiter zur Dienstleistung zurückbleiben. Einstimmig bezeichnet die Sippe einen Mann zu diesem Amte, der es auch als ganz selbstverständlich annimmt. Eine rechte Freude erlebt Herr Lauterburg an seinem Patienten aber nicht, trotz der schön ausgeführten Sehnennaht. Die Verletzung scheint gut zu heilen. Aber der Mann fängt an verfallen auszusehen. Er torkelt,

wenn er zum Verbinden kommt, ist benommen und verliert die Sprache. Etwas ratlos steht N'Tschinda-N'Tschinda vor einer Infektion, die solche Allgemeinerscheinungen hervorruft, ohne Fieber und bei normal heilender Wunde. . . . „Vergiftung", äußere ich, als er mich auf den Fall aufmerksam macht. Wer längere Zeit hier arbeitet, zieht in allen unklaren Fällen diese Möglichkeit alsbald in Betracht. Unter ehrendem Vorwand wird der Begleiter, der dem Verwundeten bisher kochte, im Spital beschäftigt. Der Kranke erhält das Essen nur aus der Hand eines unserer Gehilfen. Langsam, sehr langsam gehen daraufhin die Erscheinungen zurück.

Nach einiger Zeit klärt sich der Fall auf. Der von der Sippe zurückgelassene Begleiter ist der Mann, der das Palaver mit dem Patienten hatte und ihn verwundete. Als Buße hat er dieses Amt übernehmen müssen. Dabei ist er der Versuchung unterlegen, es zu mißbrauchen, um den Gegner los zu werden. Trotzdem wir Schweigen beobachten, schöpfen die Verwandten des Patienten Verdacht. Damit sie den Giftmischer nicht töten und ein neues Drama sich dem ersten anreiht, wird er zur persönlichen Dienstleistung bei Fräulein Kottmann ins Doktorhaus hinauf kommandiert, wo er sich bei der Wäsche und beim Wassertragen lieb und anstellig erweist.

Daß in Äquatorialafrika sehr viel mit Gift umgegangen wird, ist nur zu wahr. Eines Tages — die Geschichte liegt einige Monate zurück — kommt ein Kranker in ganz elendem Zustande mit seinen Verwandten an. Auch er hat die Sprache verloren. Zunächst denke ich an allgemeine Blutvergiftung im Anschluß an irgendeine infizierte kleine Verletzung. Aber das Herz ist gut und der Kranke ist zeitweilig wieder so merkwürdig klar, daß die Annahme fraglich wird.

Da er Bananen und Reis zurückweist, versuche ich, ihn mit Milch zu ernähren. Aber auch die ihm von den Verwandten dargereichte Milch nimmt er nicht. Da schöpfe ich Verdacht. Ich nehme die Gelegenheit wahr, wo die Verwandten einen Augenblick fort sind, und reiche ihm selber Milch. Gierig trinkt er sie. Daraufhin bekommt er Essen und Trinken nur von der Hand der Heilgehilfen ... und ißt und trinkt. Den Verwandten wird dies so erklärt, daß er besonders zubereiteter Speisen und Getränke bedürfe. Er ist aber nicht mehr zu retten.

Es kommt auch vor, daß ich bei einem Europäer, dessen Zustand ich mir nicht recht erkläre, unter irgendeinem Vorwand die schwarze Bedienung, die mit ihm gekommen ist, ganz ausschalte, weil ich mit der Möglichkeit der Vergiftung rechnen muß. Das will nicht heißen, daß ich gerade Verdacht auf den Koch und den Boy habe. Vielleicht sind sie nur nicht wachsam genug, um von anderen unternommene Vergiftungsversuche zu verhindern.

Mit der Natur der gebrauchten Gifte habe ich mich nicht beschäftigen können. Gewöhnlich handelt es sich um solche, die ganz langsam wirken. Mir genügt, daß ich seit 1913 gepulverte Tierkohle als Heilmittel in einer Reihe von Fällen erprobt habe. Sowie ich Verdacht hege, bekommt der Patient gepulverte Tierkohle — wenn solche nicht vorhanden ist, tut es auch gewöhnliche Holzkohle — in Wasser geschüttelt zu trinken. Verständnisvoll schaut mich Joseph an, wenn ich „das schwarze Medikament" bereite. Vielleicht sind wir einmal genug Ärzte hier, daß einer sich die Zeit zu Untersuchungen über die Gifte nehmen kann.

Auch mit unfreiwilligen Vergiftungen muß ich rechnen. Von den Wurzeln, Rinden und Blättern, die die Schwarzen gegen mancherlei Krankheit anwenden, haben manche die

Eigenschaft, daß sie die Nieren stark reizen, andere, daß sie das Herz angreifen. Wird eine zu starke Menge verabreicht, so kommt das Leben in Gefahr. Wie gar manche Nierenerkrankung, bei der wir uns als machtlos bekennen müssen, geht auf einen eingenommenen Heiltrank zurück. Schlägt das Herz abnorm langsam, so ist anzunehmen, daß der Patient Samen des hier massenhaft vorkommenden Strophantusstrauches erhielt. Es gibt auch Tobsuchtsanfälle, die auf Vergiftung zurückgehen.

Europäer, die sich hier mit Heilmitteln der Eingeborenen behandeln lassen und dies unter Umständen schwer büßen, sind nicht so selten, wie man glauben möchte.

V. SOMMER 1925

Während wir gerade alle Zimmer mit weißen Kranken besetzt haben, kommt die Anfrage, ob einer von uns nach Cap Lopez hinunter kommen könne. Der dortige Arzt leidet an einer schweren eitrigen Handverletzung, die ihn verhindert, einer europäischen Dame, die ihrer Entbindung entgegensieht, die erforderliche Pflege zu gewährleisten. Also fährt Herr Lauterburg am 13. Mai den Fluß hinunter. Die Dame freilich läßt ihn einen Monat lang warten. Während dieser Zeit wird er viel von weißen und schwarzen Kranken in Anspruch genommen.

Am 14. Mai kommt ein Italiener, ein Herr Boles, dem in dem Lagunengebiet südlich von Cop Lopez der Arm von einem Leoparden übel zugerichtet wurde. Er hatte das Tier durch einen Schuß verletzt und folgte der Blutspur, die ihn in eine kleine mit Riedgras bewachsene Talmulde führte. In dem Augenblick, als er den Leoparden so zu Gesicht bekam, daß er noch einmal auf ihn anlegen konnte, erblickten ihn auch die Schwarzen, die er bei dem Verfolgen der Fährte hinter sich gelassen hatte. Das laute Geschrei, das sie zur Warnung ihres Herrn erhoben, reizte den Leoparden, so daß er den Rückzug aufgab und auf den Italiener lossprang, ehe dieser zum Schuß kam. Rückwärts gehend wehrte er ihn mit dem Kolben ab. Dabei kam er zu Fall, und das Tier verbiß sich in seinen Arm, bis die Schwarzen es mit den Lanzen erlegten.

Erst zehn Tage nach dem Unfall trifft der Italiener bei mir ein. Der Arm sieht übel aus und auch das Allgemeinbefinden gibt schon zu Besorgnis Anlaß. Aber Methylviolettverbände, nach ausreichender Eröffnung der Wunden, tun auch diesmal ihre Wirkung.

Yezu, der wegen eitriger Rippenfellentzündung operierte schlafkranke Bendjabi, ist am Sterben. Wir sind sehr traurig, ihn nicht retten zu können. Auch der Tod eines andern Bendjabi namens N'Dunde geht uns sehr nahe. Er war lange hier und weinte über jeden Toten, den man aus dem Spital zur letzten Ruhe trug. Todesfälle haben wir zurzeit leider sehr viele. Es hat schon Tage gegeben, an denen wir deren drei verzeichnen mußten. Das kommt daher, daß viele Patienten sterbend eingeliefert werden.

Das Graben der Gräber womit wir bisher so viel Schwierigkeiten hatten, weil die Schwarzen sich nicht dazu hergeben wollen, wird nun besorgt, ohne daß wir uns aufzuregen brauchen. Wir haben nämlich darüber mit Dominik ein Abkommen getroffen. Für jedes Grab erhält dieser ein bestimmtes Geschenk. Dafür hat er die nötigen vier Leute aufzubringen und die Arbeit zu leiten. Diese vier geben auch die Leichenträger ab. Nach der Beerdigung bekommen sie ein Geschenk und eine besonders große Essensration. Ferner werden sie den ganzen Tag zu keiner andern Arbeit herangezogen.

Daß die Spitalinsassen den Toten das letzte Geleite geben, können wir nicht durchsetzen. Der Friedhof ist ihnen ein so unheimlicher Ort, daß sie sich das Betreten desselben nicht aufnötigen lassen.

Wie wunderbar ist unser Urwaldfriedhof! Herrliche Palmen beschatten ihn. Außer dem Gesang der Vögel dringt kein Laut in diese Einsamkeit.

Särge für die gestorbenen Eingeborenen können wir nicht beschaffen. Wir haben weder die Bretter noch die Schreiner dazu. Sie werden in ein Tuch gehüllt und in zusammengebundene Palmzweige gelegt. So haben sie einen grünen Sarg, der viel schöner ist als einer aus Brettern.

Ende Mai haben wir schon wieder einen Todesfall unter den weißen Patienten. Es ist ein Angestellter eines Holzhändlers, der im Coma zu uns gebracht wurde.

Um dieselbe Zeit werden auch die beiden Dächer des neuen Hauses fertig. Ohne Herrn Schatzmanns Hilfe wären wir noch lange nicht soweit. Den Fußboden, die Bretterwände und die Türen bringt der schwarze Zimmermann zur Not allein fertig ... wenn Holz dafür vorhanden ist.

Die größte Handelsgesellschaft des Ogowegebietes trägt Herrn Schatzmann die Leitung aller ihrer Bauten an. Auf mein Zureden entschließt er sich, die schöne und interessante Stelle anzunehmen. Viel lieber aber würde er mir ein ganzes Spital bauen.

In den ersten Junitagen ist der vom Leoparden mißhandelte Italiener soweit hergestellt, daß er sich nach Cap Lopez, wo er sein Geschäft hat, zurückbegeben kann. Ich begleite ihn, um mich einige Zeit am Meer zu erholen. Seit einem Jahre habe ich auch nicht einen Tag ausgespannt.

Aus der Erholung wird aber nicht viel. N'Tschinda-N'Tschinda hat uns in Cap Lopez einen so guten Namen gemacht, daß ich fort und fort von Kranken in Anspruch genommen werde. Besonders viel zu tun geben mir im Hafen liegende Schiffe, auf denen Dysenterie ausgebrochen ist. Sie geht auf schmutziges Wasser zurück, das die Leute in einem Hafen weiter südlich zu trinken bekamen.

Unterdessen verlieren wir einen Mann, der auf die Operation seines großen Elefantiasistumors wartet. Eine Lungenentzündung rafft ihn dahin. Der Beginn der trockenen Jahreszeit ist die Zeit der Lungenentzündungen.

Auch ein Fall von Tetanus verläuft tödlich. Tetanus ist hier eine große Seltenheit.

Große Genugtuung bereitet es Herrn Neßmann und Herrn Lauterburg, daß eine Frau, die von einem Fisch gebissen wurde und mit schwer infiziertem Arm zu ihnen kommt, von selbst um die Amputation bittet. Sie ist aus der Gegend, wo unser operierter Bendjabi den Leuten die Nützlichkeit der Amputation predigt. Auch sie wird geheilt.

Bei einer weißen Dame aus der Gegend von N'Gômô, die wegen Fieber und Kopfschmerz zu uns kommt, entdecken die beiden Ärzte Schlafkrankheit. Bei meiner Rückkehr ist die Patientin bereits auf dem Wege der Heilung.

Gleichzeitig ist eine andere weiße Dame zur Entbindung in unserem Spital; sie kehrt mit einem Knaben heim.

Eine Europäerin, die ich vor Monaten im Wochenbett gepflegt habe, kommt mit ihrem Kinde geisteskrank aus dem Innern, von ihrem Manne begleitet. Zum Glück sind jetzt bereits Zimmer im neuen Hause fertig, so daß ich sie bis zu ihrer Abfahrt nach Europa bei mir unterbringen kann. Es handelt sich um einen sehr schweren Fall.

* * *

Gegen Ende Juni häufen sich die Fälle von Dysenterie (Ruhr) in beängstigender Weise. Wir wissen nicht mehr wohin mit den Kranken. Bekanntlich gibt es zwei Arten von Ruhr, die sogenannte Amöbenruhr, die nur in den heißen Ländern vorkommt, und die Bazillenruhr, die überall heimisch ist.

Die Amöbenruhr wird durch Amöben, das heißt einzellige Lebewesen hervorgerufen, die sich im Dickdarm ansiedeln und sich in ihn hineinbohren, wodurch blutende Geschwüre entstehen. Das Mittel gegen frische Amöbendysen-

terie ist Emetin, ein Stoff, der aus der Ipecacuanharinde gewonnen wird und seit 1912 in Anwendung ist. Acht bis zehn Zentigramm Emetin in sterilem Wasser gelöst werden an mehreren Tagen hintereinander unter die Haut gespritzt. Nach einer Pause von mehreren Tagen erfolgt eine neue Kur. Zur Heilung sind mindestens zwei Gramm des außerordentlich teuren Stoffes erforderlich. In chronischen Fällen hilft Yatren besser als Emetin.

Gegen die Bazillenruhr, die durch Bakterien hervorgerufen wird, sind wir nicht so gut gewappnet. Hier versucht man alles mögliche, aber ohne befriedigenden Erfolg.

Beide Arten von Ruhr treten auch miteinander auf. Früher herrschte hier hauptsächlich Amöbenruhr. Jetzt aber haben wir es oft mit gemischter Ruhr zu tun, besonders bei den Leuten, die von den Holzplätzen kommen.

Welche Arbeit geben uns die Ruhrkranken, die sich nicht mehr bewegen können und alles beschmutzen, wo sie sitzen und liegen! Manchen muß sogar das Essen eingegeben werden, da sie zu kraftlos sind, den Löffel zum Munde zu führen. Doppelt schwer ist die Pflege dieser Armen, weil die Eingeborenen uns dabei nicht zur Hand gehen. Für Hantierung mit Ekel erregenden Dingen sind sie nicht zu haben. So müssen wir alles selbst tun. Findet sich einmal ein Schwarzer, der uns darin beisteht, so wird er mit Geschenken erdrückt und in Lob erstickt.

Unsere große Sorge ist, die Verseuchung des Spitals mit Ruhr zu verhindern. Wer Wasser oder Nahrung genießt, die irgendwie durch Darmentleerung von Dysenteriekranken verunreinigt wurde, bekommt Ruhr. Wer seine Hand in verunreinigtem Wasser wäscht oder verunreinigte Erde damit berührt, kann Ruhr bekommen, wenn er mit den Fingern an den Mund kommt. Wer das Kochgeschirr

in verunreinigtem Wasser putzt, kann sich ebenfalls anstecken.

Also heißt es darauf achten, daß die Dysenteriekranken nichts verunreinigen und nicht mit den anderen Kranken zusammenkommen. Ich sollte Baracken für sie allein haben. Aber ich habe sie nicht. Nicht einmal über den Platz, um sie zu bauen, verfüge ich. Das einzige, was ich tun kann, ist, in den bestehenden Baracken Bretterverschläge für die Dysenteriekranken einzurichten. Sie dauernd in diesen, der Sonne und dem Licht kaum zugänglichen Gelassen zu halten, ist unmöglich. Sowie ich sie aber an die Sonne lasse, verunreinigen sie in gewissenlosester Weise alles, wohin sie kommen. Da helfen keine Vermahnungen, da versagt jede Aufsicht. Könnte ich nur einen eingezäunten Raum für sie schaffen!

Vergebens predigen wir den Leuten des Spitals Vorsicht. Sie sollen nur Wasser gebrauchen, das an der Quelle geholt wird. Doch der Fluß ist nur zwanzig Schritt weit, die Quelle aber über hundert. Also holt man Wasser am Fluß statt an der Quelle. Es ist verboten, mit Dysenteriekranken gemeinsame Küche zu machen. Man kocht aber doch mit ihnen und ißt aus dem Gefäß, in das sie mit ihren beschmutzten Fingern hineinfahren.

Ein wegen Fußgeschwür gepflegter Bendjabi hat unter den Dysenteriekranken einen Mann aus seiner Gegend entdeckt, dessen Lager und Kochtopf er nun teilt. Man holt ihn heraus und klärt ihn über die Gefahr auf. Am Abend ist er wieder im Verschlag der Dysenteriekranken. Immer wieder daraus entfernt, findet er immer wieder Wege hineinzukommen. „Willst du dir den Tod holen?" frägt ihn Herr Neßmann. „Lieber bei dem Bruder sein und sterben, als den Bruder nicht sehen", lautet die Antwort. Das Heimweh ist

stärker als die Angst vor dem Tode. Natürlich läßt sich die Dysenterie dieses Opfer nicht entgehen.

* *
*

Seitdem wir zu dritt sind und dadurch Zeit finden, das Mikroskop ausgiebig zu Rate zu ziehen, stellen wir fest, daß die Hakenwurmkrankheit (Ankylostomiasis) hier viel verbreiteter ist, als wir glaubten. Bekanntlich wurde die Aufmerksamkeit erstmalig auf diese Krankheit gelenkt, als beim Graben des Gotthardtunnels viele Arbeiter an schwerer Blutarmut zu leiden anfingen. Als Ursache entdeckte man kleine Würmer von etwa einem Zentimeter Länge im Dünndarm. Nachher stellte sich heraus, daß diese Krankheit überall da vorkommt, wo Menschen in feuchter und der Kälte nicht ausgesetzter Erde hantieren, wie dies in Tunnels, Bergwerken und heißen Gegenden der Fall ist.

Merkwürdig ist der Weg, den die Infektion nimmt. Die Larve, aus der sich der Wurm entwickelt, lebt im Wasser oder in feuchter Erde. Aber nicht mit dem Trinkwasser durch den Mund, sondern durch die Haut hindurch dringt sie in den Körper des Menschen ein. Zuerst hält sie sich in der Lunge auf. Nachher siedelt sie in den Dünndarm über, wo sie sich zum Wurme entwickelt. Schutz gegen diese Erkrankung gibt es nicht. Man kann sie sich ja durch Waschen der Hände in scheinbar sauberem Wasser holen.

Der Verlauf der Infektion mit Ankylostomaparasiten ist durch Darmstörungen, zunehmende Schwäche und Blutarmut gekennzeichnet. Ständig verliert der Kranke Blut durch die Verletzungen, die die an der Darmschleimhaut haftenden Würmer hervorrufen.

Wo also ein Kranker, ob weiß oder schwarz, über Blutarmut und Schwäche klagt, muß man feststellen, ob er nicht Träger dieser Parasiten ist. Zu diesem Zwecke untersucht man seine Darmentleerungen mit dem Mikroskop auf Eier dieses Wurmes. Die Eier finden sich darin sehr zahlreich. Die Würmer selbst sind viel seltener.

Wie schön, wenn sich der elende Zustand als Ankylostomakrankheit erklärt! Dies will ja heißen, daß das Übel verhältnismäßig einfach zu beheben ist. Durch mehrmaliges Einnehmen von Thymol oder Tetrachlorkohlenstoff werden die Würmer vertrieben und der Kranke blüht wieder auf. Dabei sind diese Mittel nicht einmal besonders teuer.

Aber die Behandlung erfordert Vorsicht. Der Patient, der Thymol bekommt, muß sich während der Kur des Alkohols und des Fettes enthalten, weil diese Stoffe das Thymol lösen. Thymol ist ein Gift. Da es sich aber in Wasser nicht löst, geht es durch den Darm, ohne resorbiert zu werden. In Alkohol oder Äther gelöst, wird es resorbiert und entfaltet seine gefährlichen Eigenschaften. Darum wird jeder Kranke, der diese Kur bei uns durchmacht, für zwei oder drei Tage isoliert und streng beobachtet. Nicht einmal bei den Europäern kann ich sicher sein, daß sie von sich aus die Vorsichtsmaßregeln beobachten. Einer von ihnen hat deswegen einmal eine sehr üble Herzschwäche erlebt. Zum Glück hatte ich ihn, meinem Grundsatz gemäß, ständig unter Augen und konnte rechtzeitig einschreiten.

Bei Tetrachlorkohlenstoff besteht die Gefahr darin, daß das Mittel nicht rein ist, sondern noch Spuren von Schwefelkohlenstoff enthält.

* * *

Unsere durch das Zunehmen der Dysenterie sehr gedrückte Stimmung wird durch Nachrichten von schwerer Hungersnot flußaufwärts noch gedrückter. Vornehmlich sind die an Kamerun grenzenden, durch den Karawanenweg N'Djole-Boue-Makoku durchzogenen Gebiete betroffen. Die letzte Ursache dieser so schweren Hungersnot sind die Regen, die in der trockenen Jahreszeit 1924 niedergingen. Sie verhinderten, daß der umgehauene Wald trocken wurde und verbrannt werden konnte. Die Gewohnheit aber will, daß man nur da pflanzt, wo man Wald abgebrannt hat. Damit sind Holz und Gestrüpp weggeschafft und der Boden durch Asche gedüngt. Macht Regen dieses Verfahren unmöglich, so legt man einfach keine Pflanzung an, unbekümmert um die Folgen. So wurde es dort oben gehalten, so auch bei uns. In unserer Gegend hat man, als die Regen anhielten, nicht einmal den Wald umgehauen.

Dabei ist das Anlegen der Pflanzung durch die Regen gar nicht unmöglich, sondern nur beschwerlicher gemacht. Statt Holz und Gebüsch zu verbrennen, braucht man es bloß auf Haufen zusammenzutragen, um dann auf den freien Plätzen zwischen den Stämmen und den Haufen zu pflanzen. Weil man sich dazu nicht entschloß, hat man jetzt keine Pflanzungen, die Frucht tragen.

Bei uns macht sich diese Tatsache nicht so empfindlich bemerkbar, weil auf der schiffbaren Strecke des Ogowe die Versorgung mit Reis aus Europa und Indien möglich ist. Im Innern aber, wo der Reis Hunderte von Kilometern weit durch Träger herbeigeschafft werden müßte, kann er zur Ernährung der Bevölkerung nur in ganz beschränktem Maße in Betracht kommen. Darum ist dort schwere Hungersnot, während sie hier gelinde ist. Wäre beim Beginn der Hungersnot rechtzeitig Mais angepflanzt worden, so hätte das

Schlimmste vermieden werden können. Mais gedeiht hier ausgezeichnet und trägt im vierten Monat schon Frucht. Als aber die Nahrungsmittel knapp wurden, verzehrten die Eingeborenen den Mais, der hätte gesät werden sollen. Voll wurde das Unglück dadurch, daß die Bewohner der am schwersten betroffenen Gegenden in Gebiete zogen, in denen es noch einige Lebensmittel gab, und dort die Pflanzungen plünderten. Dadurch kamen auch diese ins Elend. Jetzt hat niemand mehr den Mut, etwas zu pflanzen. Es wäre ja doch nur für die Räuber. Willenlos sitzen die Leute in den Dörfern und erwarten ihr Schicksal.

Dieser Mangel an Spannkraft und dieses Unvermögen, sich schwierigen Verhältnissen anzupassen, sind typisch für die Eingeborenen Äquatorialafrikas und machen aus ihnen bemitleidenswerte Geschöpfe. Wohl ist keine Pflanzennahrung vorhanden. Aber im Wald und in den Steppen wäre Fleischnahrung zu holen. Zwanzig mit Buschmessern und Lanzen bewehrte Männer könnten eine Wildschweinherde umstellen und ein Tier erbeuten. Die hiesigen Wildschweine sind viel weniger gefährlich als die europäischen. Aber die hungernden Schwarzen raffen sich dazu nicht auf, sondern bleiben in den Hütten sitzen und erwarten den Tod, weil eben Hungersnot ist. Hier gilt nicht „Not macht erfinderisch", sondern „Not macht blöde".

Ein Herr aus dem Hungergebiet, so wird mir erzählt, hat einen schwarzen Jäger, der mit seinem Gewehr sonst viel erlegt. Statt bei Ausbruch der Hungersnot mit vermehrtem Eifer auf die Jagd zu gehen, hockt er mit den andern in der Hütte, um mit ihnen Hungers zu sterben, wo er sie mit der Munition, die ihm sein Herr zur Verfügung stellt, erretten könnte. Bananen und Maniok gehören zur Nahrung. Also kann man ohne sie nicht leben. Durch diese Logik hypnoti-

siert, liefern sich jetzt Hunderte und Hunderte dort oben dem Tode aus.

* *
*

Ende Juli erneuere ich das Blätterdach meines Wohnhauses, das durch unzählige große und kleine Löcher Sonne und Regen durchläßt. Die dazu erforderlichen dreitausend Blätterziegel haben wir im Verlauf der letzten Monate zusammengebracht. Das Verdienst dabei kommt Herrn Neßmann zu, der das Talent hat, den Patienten den Blätterziegeltribut noch überzeugender ans Herz zu legen als ich.

Wo aber die dreißig Leute hernehmen, die zu dieser Dachdeckerarbeit nötig sind? Im Spital haben wir zurzeit fast nur Schwerkranke und Ganzinvalide. Auf gut Glück entschließe ich mich, am Sonntagnachmittag in die Dörfer jenseits des Flusses zu gehen. Ob ich Leute finde? Meine Hoffnung ist gering, denn es ist die Zeit, wo alle Männer auf den Holzplätzen in den Wäldern sind. Aber siehe da, eines großen Palavers wegen sind sie in die Dörfer zurückgekommen. Ich treffe sie, wie sie unter einem großen Baume dem schwarzen Advokaten zuhören. Von Gruppe zu Gruppe gehend, überrede ich einige, mir gleich am Montag für das Umdecken des Daches zu Hilfe zu kommen. Meinen Weg fortsetzend, stoße ich auf die Ruderer von Herrn Rochowiack, die ganz trübselig dasitzen. Ein Nilpferd hat in der vergangenen Nacht, als sie auf dem Wege nach Lambarene waren, ihr Boot umgeworfen. Wäre das Unglück nicht in der Nähe einer Sandbank geschehen, so wären sie alle ertrunken, da sie aus dem Innern sind und nicht schwimmen können. Jetzt haben sie eine solche Angst vor dem Wasser und den Nilpferden, daß es mir nicht schwer wird, sie zu

überreden, für ein oder zwei Tage auf meinem Dache in Sicherheit zu sein und dabei ein Geschenk zu verdienen. Bei dem Unfall ist ihre ganze Habe im Wasser verloren gegangen.

Also wird das Dach am Montag in Angriff genommen und in einigen Tagen umgedeckt. Nachher werden unsere Kanoes ans Land gezogen, um ausgebessert und neu geteert zu werden. Alle diese Arbeiten müssen noch in der trockenen Jahreszeit vor sich gehen. „Jetzt ist jeder Tag drei Tage wert", sagt Frater Silvanus von der katholischen Mission, der uns so freundlich mit Gemüse aus seinem großen Garten versorgt. Wir haben ja keinen Platz, um einen Garten anzulegen, und vorläufig auch keine Zeit, um einen zu bepflanzen. Leider sind es nur wenige Wochen, in denen uns Frater Silvanus mit Gemüse, Bohnen und Kohl beglücken kann. Der Garten trägt nur während der trockenen Jahreszeit. In der Regenzeit muß er brach liegen, weil Gemüse und Kohl in der großen, heißen Nässe nicht gedeihen.

Anfangs August geht Herr Neßmann zur Erholung auf drei Wochen nach Cap Lopez hinunter. Ein kleiner Flußdampfer nimmt ihn mit. Überall, wo sie anlegen, wird er von ehemaligen Patienten begrüßt und von neuem in Anspruch genommen. In Cap Lopez geht er zu den norwegischen Walfischfängern, die in dieser Jahreszeit dort ihrem Gewerbe nachgehen. Jetzt kommen nämlich die Wale aus dem südlichen Meere bis an den Äquator, um der Kälte zu entgehen. Auf der südlichen Halbkugel ist es zurzeit ja Winter. Südwind bringt uns Kühle zu.

Dieser Tage trifft aus dem Innern ein Mann mit einem großen Elefantiasistumor ein, um sich operieren zu lassen. Tippoy, so ist sein Name, hat sich an die fünfhundert Kilometer weit hergeschleppt. Er kann nur in ganz kleinen

Schritten gehen. Streckenweise führte sein Weg durch das Hungergebiet.

Ein Mann, den wir von einem solchen Tumor befreit hatten, jagt den Leuten seines Dorfes Schrecken ein. Wie er leichten Schrittes und verjüngt wieder unter sie tritt, meinen sie, es sei sein Geist und laufen auseinander. Er erzählt es uns selber, als er uns eine Ziege zum Geschenk und neue Patienten zum Operieren zuführt.

Ganz dankbar sind freilich nicht alle Elefantiasispatienten, die bei uns Hilfe gefunden haben. Einer von ihnen wird von Dominik angehalten, wie er sich mit einer Decke und einem Moskitonetz des Spitals am Sonntagnachmittag davonmachen will.

Anfang September kommt wieder ein Europäer mit beginnender Schlafkrankheit zu uns. Der Fall ist außerordentlich interessant, weil der Patient erst seit dreieinhalb Wochen in der Gegend ist und vorher nie in einer Kolonie weilte. Hier ist also sicher, daß die Infektion ganz kurz zurückliegt. Dabei sieht der Herr schon ganz verfallen aus. Er trägt die Leidensmaske, die für den Gesichtsausdruck bei fortgeschrittener Schlafkrankheit charakteristisch ist. Einen so stürmischen Verlauf der Krankheit habe ich noch nie beobachtet. Nach dreiwöchentlicher Behandlung fühlt er sich wie neugeboren.

Eine solche ans Wunder grenzende Heilung gibt wieder neuen Mut zur Arbeit. Wir brauchen ihn. Durch die noch immer zunehmende Dysenterie gestaltet sich die Tätigkeit im Spital immer schwieriger. Wir sind alle erschöpft und entmutigt. Vergebens suchen wir die Verseuchung des Spitals aufzuhalten. Schon haben mehrere Patienten, die wegen anderer Krankheiten kamen, bei uns Dysenterie bekommen. Einige davon konnten wir nicht retten. Auch Operierte, die

gerade entlassen werden sollten, haben dasselbe Schicksal gehabt. Mit welcher Angst fragen wir jeden Morgen in der Baracke der Operierten nach, ob sich bei niemand Durchfall eingestellt hat! Wenn jemand vertrauensvoll kommt, sich unserm Messer anzuvertrauen, wird mir bange. Wird er nicht ein Opfer der Dysenterie werden?

Vergebens reiben wir uns auf, die Polizei im Spital zu machen, damit die zur Vermeidung der Dysenterie erlassenen Vorschriften einigermaßen befolgt werden. Die Verständnislosigkeit unserer Wilden für derlei Dinge macht alle unsere Bemühungen illusorisch. Eines Abends treffe ich eine Frau, die beim Landungsfloß, wo das Wasser am schlimmsten verunreinigt ist, eine Flasche füllt. Es ist die Frau eines Operierten, die Trinkwasser für ihren Mann holt. Sie benutzt die Dunkelheit, um am verbotenen Orte zu schöpfen. Die Quelle ist ihr zu weit.

Das Schlimmste ist, daß die Kranken jetzt anfangen, ihre Dysenterie zu verheimlichen. Sie wollen nicht unter Aufsicht stehen und in ihrer Freiheit behindert sein. Die andern Kranken verraten sie nicht, sondern helfen mit, uns in Unkenntnis zu erhalten. Bei einem frisch Operierten stellt sich heraus, daß er Dysenterie hat. Er hatte sie schon vorher, verheimlichte es aber, weil er wußte, daß wir keine Leute mit Dysenterie operieren.

Durch die Mehrarbeit, die uns die Dysenteriekranken bereiten, ist unser Personal ganz erschöpft. Erstaunlich ist, daß die Heilgehilfen überhaupt noch mitmachen. Mit so nervösen Ärzten zu arbeiten, wie wir es sind, ist wirklich keine Lust.

Natürlich benutzen die Bendjabis die Zeit, wo wir so viel Arbeit und Sorge haben, um sich von ihrer schlimmsten Seite zu zeigen.

Eines Tages, in der Verzweiflung über Leute, die eben wieder unreines Wasser geschöpft haben, lasse ich mich im Konsultationszimmer auf einen Stuhl fallen und stöhne: „Was bin ich doch für ein Dummkopf, daß ich der Doktor solcher Wilden geworden bin!“ Mild läßt sich Joseph vernehmen: „Ja, auf Erden bist du ein großer Dummkopf, aber nicht im Himmel.“ Er liebt es, Sentenzen von sich zu geben. Wenn er uns nur in den Maßnahmen gegen die Ausbreitung der Dysenterie besser unterstützte.

In dieser schweren Zeit verläßt mich Minköe, der angehende Heilgehilfe, der vorerst noch als Vorarbeiter beim Bauen und Einrichten der Krankenbaracken mitzutun hat. Er findet, daß diese Beschäftigung unter seiner Würde ist. Auch haben ihm Leute eingeredet, daß ein so begabter Jüngling nicht als Handlanger und Heilgehilfe beim Doktor verkümmern dürfe. Also entschließt er sich, die „Höhere Schule“ zu besuchen, die im November auf der hiesigen Missionsstation ihre Pforten auftun wird. Um die bevorstehende Weisheit gut aufnehmen zu können, muß er aber vorerst noch seinen Kopf ausruhen lassen. Darum verläßt er mich schon jetzt, wo wir alle Hände voll zu tun haben, wenn wir die dringendsten Arbeiten noch vor Einbruch der Regenzeit fertig bringen wollen. Während er die Laufbahn der Intellektuellen beschreitet, muß ich mich nun wieder ganz um die Beschaffung von Hartholzknüppeln und Bambus bekümmern und tagelang an seiner Stelle Hammer und Säge führen.

Trotz des Schmerzes, den er mir antut, bewahre ich ihm ein gutes Andenken. Er hat mir treu gedient und sich für das, was ich in den Tagen seiner Krankheit für ihn tat, dankbar gezeigt.

Der schwarze Zimmermann hält aus. Der Raum für die

Reserveapotheke ist fertig und auch bereits mit Schäften ausgestattet. Nun können die vielen Kisten mit den Vorräten an Medikamenten ausgepackt werden. An Josephs Zimmer fehlen nur noch Türen und Läden.

Bereits muß ich wieder neue Bestellungen machen. Es kann ja über ein halbes Jahr dauern, bis sie ankommen. Überdies setzt zurzeit eine derartige Preissteigerung ein, daß ich gut tue, mich baldigst und für möglichst lange mit allem Notwendigen zu versehen. Darum kaufe ich jetzt auch bedeutende Quantitäten Wellblech ein. Mit der Zeit will ich auf allen Gebäuden des Spitals die Blätterdächer durch Wellblechdächer ersetzen. Blätterdächer müssen alle drei Jahre erneuert und ständig unterhalten werden. Im Laufe von wenigen Jahren gibt man dann gerade so viel aus, als wenn man Wellblech genommen hätte, und hat obendrein noch die Mühe der Beschaffung von Blätterziegeln gehabt. Wieviel Stunden brachte Herr Neßmann mit dem Parlamentieren für die Blätterziegel des Daches unseres Wohnhauses hin! Wieviel Rudermannschaften mußten wir ernähren und beschenken, um dieses Material herzuschaffen!

Mitte September gehen schon die ersten Regen nieder. Jetzt heißt es alles Bauholz ins Trockene bringen. Da wir gerade fast keine arbeitsfähigen Männer im Spital haben, schleppe ich selber Balken und Bretter mit zwei Getreuen. Dabei kommt mir ein Schwarzer in weißen Kleidern zu Gesicht, der als Besuch bei einem Kranken sitzt. „Heda, Kamerad," rufe ich, „willst du uns nicht ein wenig helfen?" „Ich bin ein Intellektueller und trage kein Holz", lautete die Antwort. „Hast du Glück," erwiderte ich; „auch ich wollte ein Intellektueller werden, aber es ist mir nicht gelungen."

VI. HERBST 1925

Zum Elend der Dysenterie kommt nun noch ein anderes: die Hungersnot. Tatsächlich existiert sie seit Beginn des Sommers. Aber sie wurde durch die Reiszufuhr verdeckt. Nun stockt diese, und alsbald ist die Not da.

Schon im Verlaufe der letzten Monate wurde der Reis knapp. Man dachte aber, daß dies vorübergehend sei. Seit Ende September ist der Ernst der Situation aber nicht mehr zu verkennen.

An dem unheilvollen Reismangel sind mehrere Umstände schuld. Zunächst einmal haben die hiesigen Kaufleute den Ausfall von Bananen und Manioknahrung, der infolge des im letzten Jahre unterbliebenen Anpflanzens unvermeidlich war, nicht richtig eingeschätzt und von vornherein viel zu wenig Reis bestellt. Sodann hat ein Schiff, das mehrere tausend Tonnen Reis für die afrikanische Westküste trug, Havarie erlitten, wobei die Ladung naß wurde und verdarb. Andere Schiffe, auch mit Reis befrachtet, verlieren, wie man meldet, durch ungünstiges Wetter viel Zeit beim Löschen auf den schlechten afrikanischen Reeden. Statt jetzt da zu sein, werden sie erst in Wochen eintreffen. Der so gegebene große Ausfall von Reis kann vor Monaten nicht gedeckt werden. Die einsetzende Panik und die damit gegebene stürmische Nachfrage nach der kostbaren Ware machen die Sache nur noch schlimmer.

Am übelsten daran sind die kleinen Holzhändler, die sich auf regelmäßige monatliche Lieferungen verließen und auf ihren fernen Posten von dem Unheil erst erfuhren, als es schon da war.

Die Ernährung der Kranken des Spitals ist vorläufig gesichert. Im Juni und Juli, bei den ersten Anzeichen von

Reisknappheit und auch in Erwartung der Preissteigerung, haben wir uns auf alle Fälle einen eisernen Vorrat von zweitausendfünfhundert Kilo zugelegt. Im Vertrauen auf die Treue der Freunde in Europa wagten wir den großen Kauf. Ohne die durch das neue Haus gebotenen Räume hätte ich nicht an die Aufstapelung so vieler Reissäcke denken dürfen. Ohne das Motorboot hätte ich sie nicht in der gebotenen Eile transportieren können. So wie der Reis gekauft war, mußte er nämlich auch abgeholt werden. Sonst lief er Gefahr, nachträglich anderweitig noch einmal vergeben zu werden. Mit unserem Vorrat, um den wir allerorts beneidet werden, halten wir uns, so gut es gehen will, über Wasser. Sowie man von ferne das Tuten eines Dampfers oder Dämpferchens hört, fahre ich mit dem Motorboot in den großen Flußarm hinüber, wo die Faktoreien sind, um bei der Teilung des etwa angekommenen Reises mit berücksichtigt zu werden. Ach, wie oft bringt das Schiff alles mögliche, nur keinen Reis!

Langsam erschöpft sich unser nicht mehr genügend erneuerter Vorrat. Die Zahl der täglich zu beherbergenden und zu ernährenden Kranken ist ja von Monat zu Monat gestiegen und nach und nach auf hundertundzwanzig und darüber hinausgegangen. Dazu das Personal. Sechzig bis achtzig Kilo Reis müssen wir im Tage rechnen, wenn nicht mehr. Bananen sind ja überhaupt nicht mehr zu finden. Mehrmals kommt es uns vor, daß wir nur noch für einige Tage versehen sind. Immer aber gelingt es mir im letzten Augenblick, irgendwo etwas Reis aufzutreiben. Das Hauptverdienst dabei kommt dem Motorboot zu.

Wie die Auflösung des Spitals vor sich zu gehen hätte, wenn unsere Vorräte vollständig zu Ende wären, kann ich mir nicht ausdenken. Viele Kranke sind hundert oder hun-

dertfünfzig Kilometer von hier zu Hause, wenn sie nicht noch weiter weg wohnen. Eine Möglichkeit, sie heimzuschaffen, sehe ich nicht. Ich bringe es nicht einmal fertig, geheilte Kranke so schnell, als wünschenswert wäre, loszuwerden. Gar mancher fällt uns und unseren Reisvorräten noch acht bis zehn Tage zur Last, bis sich endlich ein Kanoe oder ein Motorboot findet, das in seine Gegend fährt. Sie haben es auch gar nicht eilig, von hier fortzukommen. Draußen lauert der Hunger auf sie.

Auf den Holzplätzen sieht es schlimm aus. Auf den meisten ruht die Arbeit. Die Bendjabis ziehen im Wald herum und suchen mit Beeren, Pilzen, Wurzeln, wildem Honig, Palmnüssen und Ananas ihr Leben zu fristen. Ananas wachsen hier ja wild. Manchmal stößt der Trupp auch auf eine aufgegebene Maniokpflanzung, in der man noch nach Maniokknollen graben kann. Ende November tragen dann die Mangobäume Frucht. Sie sind überall zu finden, wo einst Dörfer standen. Im Dezember fängt der Mais, der gleich in den ersten Septembertagen gesät wurde, an, Frucht zu tragen. Auf Bananen ist vor Februar nicht zu zählen.

Erfreulich ist, wie die Holzhändler sich gegenseitig aushelfen. Gar mancher, der sich gerade einige Säcke Reis verschaffen konnte, gibt dem Nachbar davon ab, obwohl dieser sein Konkurrent ist. Ich selber helfe der Mission zu Samkita, zwei befreundeten Holzhändlern und einer englischen Faktorei aus.

Nicht wenig Reis geht leider durch Kentern von Kanoes verloren. Die kleinen Dampfer, die früher den Holzhändlern den Reis brachten, fahren nicht mehr, weil zu geringe und zu unregelmäßige Fracht für sie da ist. So schickt man denn Kanoes von weit her nach Lambarene, die der Zufälligkeit des Wetters und dem Leichtsinn der Schwarzen ausgesetzt sind.

Was für wandelnde Skelette bekommen wir jetzt ins Spital geliefert! Die Dysenterie nimmt immer noch zu. Wie zu erwarten, kommen auch Pilzvergiftungen vor. Daß auch der wilde Honig gefährlich sein könne, erfahren wir als etwas Neues. Von verschiedenen Holzplätzen werden uns in Serien auftretende schwere Erkrankungen und plötzliche Todesfälle gemeldet. Pilze kommen nicht in Frage, weil die Leute keine gegessen haben. Und doch muß es eine Nahrungsmittelvergiftung sein, weil gewöhnlich diejenigen, die miteinander auf die Suche in den Wald gehen, daran erkranken. Ein Holzhändler bringt uns auf die Spur. Er stellt fest, daß auf seinem Holzplatz die so rätselhaft Erkrankten sämtlich wilden Honig gegessen haben. Erkundigungen, die wir daraufhin einziehen, ergeben, daß es sich um Honig einer besonderen kleinen Bienenart handelt, die in hohlen Stämmen und vorzugsweise in den dort anzutreffenden Nestern einer besonderen Ameisenart haust. Der Honig ist schädlich, weil er Ameisensäure enthält. Diese kann schwere Nierenentzündung hervorrufen. Besonders gefährlich ist der Honig für die Wilden dadurch, daß sie ihn in sehr großer Menge essen und die Waben und allen anhängenden Schmutz aus dem Ameisennest mit hinunterschlingen. Zwei Kranke mit Honigvergiftung, die uns von jenem Holzplatze zukamen, können gerettet werden, weil sie bei der Verteilung zu kurz bedacht worden waren. Ihre Nierenentzündung heilt aus.

Leider fehlt uns die Zeit, dieser interessanten Frage nachzugehen. Nach Kräften verbreiten wir in dieser Gegend, daß man jenen Honig, der viel dunkler ist als der gewöhnliche wilde Honig, meiden solle. Wird sich ein Bendjabi finden, der darauf hört?

* * *

Mitte Oktober trifft Fräulein Emma Haußknecht als zweite Pflegerin ein. Bisher war sie Lehrerin im Elsaß. Ich kenne sie schon längere Zeit. Vor Jahren bereits hat sie mir ihre Mitarbeit angeboten.

Die neue Pflegerin übernimmt den Haushalt und die weißen Kranken. Damit wird Fräulein Kottmann ganz für das Spital unten frei.

Welche Beruhigung für uns, daß jetzt jemand da ist, der ein Auge auf die Kranken hat und überall nach dem Rechten sieht! Wir selber kommen ja unter Tags fast nicht aus dem Untersuchungszimmer und der Apotheke heraus. Jetzt ist dafür gesorgt, daß die Dysenteriekranken ihre Suppe erhalten und ihr Lager gereinigt bekommen. Jetzt wird danach geschaut, ob die Kranken haben, was sie brauchen. Alle Palaver, die im Spital vorkommen, werden nun Fräulein Kottmann vorgetragen und von ihr entschieden. Regelmäßig überwacht sie das Austeilen der Essensration, das bisher allzuoft Dominik allein überlassen blieb. Sie kümmert sich darum, daß ständig Feuer unter unserem Vorrat getrockneter Fische unterhalten wird, damit sie nicht verderben und keine Maden hineinkommen. Morgens gibt sie die für die laufenden Arbeiten erforderlichen Schaufeln und Äxte und Buschmesser aus. Abends überzählt sie, ob alle wieder zurückkamen. Auch die Aufsicht über die Kanoes liegt ihr ob. Sie hat das Getüch und die Verbandstoffe unter sich und stellt die Leute zum Waschen an. An den Operationstagen ist sie Operationsschwester.

Daß so nach und nach Ordnung in den Spitalbetrieb kommt, könnte uns neuen Mut zur Arbeit geben, wenn die durch Platzmangel, Dysenterie und Hungersnot geschaffenen Verhältnisse nicht so trostlos wären. Von Tag zu Tag wird das Übel schlimmer. Immer weiter schreitet die Ver-

seuchung des Spitals mit Dysenterie fort. Fast jeden Tag wird ein neuer Kranker entdeckt, der sich angesteckt hat. Und immer noch werden Dysenteriekranke eingeliefert. Letzthin an einem Morgen nahmen wir sechs auf einmal auf.

Ohne daß ich etwas dagegen vermag, schlagen meine Überlegungen eine Richtung ein, in der ich ihnen nicht folgen möchte und doch muß. Die Verlegung des Spitals, gegen die ich mich seit meiner Rückkehr sträube und gegen die ich die Tatsache anrief, daß ich dafür weder Baumaterial noch Arbeitskräfte habe, wird mir nun durch andere, neu auftretende Tatsachen aufgedrängt. Was tue ich denn seit Monaten anderes, als daß ich mich darüber hinwegzusetzen versuche, daß der Platz, der für das frühere Spital von vierzig Kranken genügte, für eins von mehr denn hundertundzwanzig nicht ausreichen kann!

Weil der Platz zu klein ist, kann ich die Dysenteriekranken von den anderen Patienten nicht in erforderlicher Weise absondern. Aus demselben Grunde kann ich für die armen Geisteskranken nicht tun, was ich sollte. Die Zelle, die ich für sie habe — ein dunkles Loch ohne Fenster —, liegt inmitten der Behausungen der Kranken. Über einen abgeschlossenen Raum mit Licht und Sonne verfüge ich nicht. Lärmende Geisteskranke kann ich auf die Dauer nicht beherbergen, weil die anderen Patienten es neben ihnen nicht aushalten. Ich muß sie also gebunden in ihr Dorf zurückbringen lassen, wo sie unter Umständen zu Tode gemartert werden, während sie in meiner Pflege vielleicht gesund würden. Was ich in solchen Fällen leide, habe ich nicht einmal meine Helfer hier ahnen lassen. Hätte ich ein größeres Baugelände, so könnte ich die Geisteskranken fernab von den anderen Kranken unterbringen und meine Pflicht auch an ihnen erfüllen.

Daß wir zum Untersuchen und zur Behandlung der Kranken viel zu wenig und viel zu kleine Räume haben, nehmen meine Helfer ebenso gelassen hin wie ich, weil wir keine Ansprüche machen. Aber die Tatsache, daß hundertundzwanzig Kranke zu besorgen sind statt vierzig, und daß sich drei Ärzte betätigen statt einem, schaffen wir damit nicht aus der Welt. Vor allem fehlt ein Raum für die vielen Verbände, die täglich zu machen sind. Sie müssen im Freien vorgenommen werden, was für die Verbindenden und für die zu Verbindenden große Unzuträglichkeiten mit sich bringt und gegen alle Grundsätze der Medizin verstößt. Wir haben keinen Raum für septische Operationen, keinen für Bakteriologie, keinen für mikroskopische Untersuchungen! Unsere ganze Tätigkeit spielt sich in zwei Zimmern von vier Meter Länge und vier Meter Breite und zwei kleinen Nebenräumen ab, von denen der eine als Apotheke dient, während der andere zugleich Laboratorium und Sterilisationsraum ist. In dem Zimmer, in dem wir Kranke untersuchen, macht Joseph die Einspritzungen, wickeln zwei Schwarze Binden und putzen zwei andere Fläschchen. Das ist ein Stoßen und Drängen wie auf dem Jahrmarkt. Wie sehr unsere Arbeit durch diese Zustände beeinträchtigt wird und wie viel Ermüdung und Nervosität davon herrührt, suchen wir uns vergebens auszureden.

In den Baracken ist der Platzmangel, auch abgesehen von der Dysenteriesorge, betrüblich. Wir können die Sterbenden nicht für sich legen. Nicht einmal einen Platz für die Toten haben wir. Sie bleiben in Krankenbaracken, bis sie auf den Friedhof getragen werden.

Unser Personal kann ich nicht richtig unterbringen. Von Joseph und dem Koch Alois abgesehen, hausen sie in Winkeln und Verschlägen. Um sie zu halten, verspreche ich

ihnen, daß ich sie einmal menschenwürdig wohnen lassen werde. Wie dies aber werden soll, ist mir selber dunkel. Könnte ich meinen Angestellten gute Unterkunft bieten, so fände ich, trotz der nicht leichten Arbeit, die Heilgehilfen, deren Fehlen uns in der Arbeit so behindert.

Die Feuersgefahr für unser Spital ist so groß, daß wir uns gar nicht über sie hinwegzutäuschen suchen. Unsere Krankenbaracken und alle unsere Gebäulichkeiten sind derart ineinandergeschoben, daß beim Ausbruch eines Brandes gleich alles rettungslos in Flammen stehen würde.

Soll ich da der Dysenterie zürnen, daß sie mich so unbarmherzig auf das Unzureichende meines Platzes und meiner Gebäulichkeiten stößt?

Die Hungersnot ihrerseits mahnt mich daran, daß es ein ungesunder und gefährlicher Zustand ist, wenn ein Unternehmen, wie mein Spital, nicht auf eigenem Boden steht und nicht von einem Stück Land zum Anbau von Lebensmitteln umgeben ist. Hätte ich zu Anfang des Sommers, als die Hungersnot am Horizont aufstieg, Mais anpflanzen können, so wäre ich jetzt imstande, die Kranken zu einem Teil mit Mais zu ernähren!

In meinem Spital finden sich wohl immer zwanzig oder dreißig Leute, die etwas leichte Feldarbeit verrichten können. Da sind zuerst die Begleitpersonen der Kranken, die ich ja sowieso ernähren muß. Warum sollen sie untätig dasitzen? Wenn sie durch etwas Feldarbeit ihre Ration und die ihres kranken Angehörigen zu einem Teil abverdienen, ist dies nur recht und billig. Dazu kommen soundsoviele Leichtkranke und Genesende, denen etwas Arbeit auch nichts schadet. Kranke mit Fußgeschwüren, die in Überhäutung begriffen sind, haben oft so wenig Beschwerden mehr, daß sie gut einige Stunden beschäftigt werden können. Also

bleibt gar manche Arbeitskraft in meinem Spital ungenutzt, weil es kein Land hat.

Bisher hatte diese Überlegung kein so großes Gewicht. Bei vierzig Kranken kamen die verfügbaren Arbeitskräfte viel weniger in Betracht als jetzt, wo es hundertundzwanzig und mehr sind. Auch hatte der Gedanke, sich neben dem Spital noch mit einem landwirtschaftlichen Betrieb zu belasten, nichts Verlockendes, solange man sich noch irgendwie Bananen und Maniok verschaffen konnte. Jetzt aber, da Hungersnot herrscht und mehr und mehr klar wird, daß sie in diesem Lande ein chronisches Übel bleiben wird, bekommt die Sache ein anderes Gesicht. Um zu bestehen, muß das Spital mindestens einen Teil seiner Nahrungsmittel selber hervorbringen. Es geht nicht an, daß wir weiterhin immer auf eingeführten Reis angewiesen bleiben. Dieser kommt viel zu teuer. Und es ist ja nicht einmal sicher, daß immer Reis zur Verfügung steht, wie wir dies ja eben jetzt zur Genüge erfahren. Zudem ertragen die Kranken die ausschließliche Reiskost nicht. Viele kommen ja gerade als Opfer des Reises zu uns. Bananen und Mais sind also auch eine medizinische Notwendigkeit für das Spital.

Bei jeder Gelegenheit halte ich den Insassen des Spitals vor, daß ich die Gaben der Freunde jenseits des Meeres, von denen es lebt, nur unter der Bedingung annehmen darf, daß die Eingeborenen hier ihrerseits alles, was in ihren Kräften steht, für das Spital leisten, sei es in Geld, sei es in Naturallieferungen, sei es in Arbeit. Diesen Grundsatz kehren wir mit Hartnäckigkeit heraus. Den Einsichtigen wird es dargelegt, den anderen auferlegt. Ärzte und Pflegerinnen, sind wir darin miteinander einig. Wir wollen den Gebern des Werkes gegenüber ein gutes Gewissen haben. Das über Erwarten in die Weite und die Breite gegangene Spital braucht

viel. Da soll kein Groschen mehr aufgewendet werden, als nötig ist. Was die Leute der Umgegend und die Spitalinsassen leisten können, müssen sie aufbringen.

Eine Pflanzung neben dem Spital gäbe gar manchen, die sonst nichts als Entgelt für erhaltene Pflege bieten können, Gelegenheit, durch Arbeit Lebensmittel zu schaffen und damit Geld zu ersparen, das für Reis ausgegeben werden müßte.

So kommt im Verlaufe des Oktober der Entschluß bei mir zum Durchbruch, das Spital auf einen größeren Platz und auf eigenen Grund und Boden zu verlegen, und zwar möglichst bald. Bereits habe ich ja das Wellblech für die Dächer. Es sollte zum Verdecken der Baracken des alten Spitals dienen. Nun wird es für die Gebäulichkeiten des neuen verwandt. An Arbeitskräften wird es mir jetzt nicht fehlen. Wer Reis hat, findet zurzeit Arbeiter. Wie zahm sind heute die Spitalinsassen gegen früher! Sie gehen den Dienstleistungen nicht mehr aus dem Wege, sondern bieten sich dazu an, weil die, die sich betätigen, mehr zu essen bekommen als die anderen.

Auch die zunehmende Teuerung redet ihr gewichtiges Wort mit. Ist überhaupt mit dem Falle zu rechnen, daß das Spital einmal verlegt werden muß, so ist jetzt der letztmögliche Augenblick dafür. Was in drei Monaten gebaut wird, kommt sicherlich schon bedeutend teurer, als was heute entsteht. Also muß ich jetzt an die Arbeit oder für immer auf die Verlegung des Spitals verzichten.

Den gefaßten Entschluß trage ich stumm in mir herum. Auf Fahrten, die ich allein unternehme, besehe ich das Stück Land, das für meine Pläne einzig in Betracht kommen kann. Es liegt drei Kilometer stromaufwärts von hier, auf dem gleichen Ufer, und zwar an der Stelle, wo der Ogowe sich in

die beiden Arme teilt. Dort standen einst große Dörfer. N'Kombe, der „Sonnenkönig" — auch in Afrika gab es Sonnenkönige! — wohnte daselbst. Das Land war also früher stellenweise bepflanzt. Der Wald, der es jetzt bedeckt, ist verhältnismäßig jung und die Rodungsarbeit dementsprechend leicht. Weil hier früher Wohnungen und Pflanzungen waren, finden sich allenthalben Ölpalmen.

Eine geräumige Talmulde in der Nähe des Flusses gibt einen guten Platz für das Spital ab. Die sanften Hügel darüber sind für unsere Wohnhäuser wie geschaffen.

Wie gar manchmal war ich schon auf diesem Platze, auf den mich Herr Missionar Morel schon bei meinem ersten Aufenthalte aufmerksam machte. Gleich am Tage nach meiner Rückkehr suchte ich ihn auf und bedauerte, nicht in der Lage zu sein, das Spital hier neu entstehen zu lassen, statt mich in seinen Ruinen anzusiedeln. Nun komme ich wieder als einer, der von Dysenterie und Hungersnot gezwungen wird, sich dennoch hier niederzulassen.

Dem Gesuch um Bewilligung des Geländes kommt der Bezirkshauptmann in der freundlichsten Weise entgegen. Die zu erledigenden Formalitäten werden Monate beanspruchen. Aber in Anbetracht der besonderen Umstände und da wohl von keiner Seite Einspruch zu erwarten ist, wird es mir provisorisch zur Verfügung gestellt. Ich erhalte etwa siebenzig Hektar Wald und Busch als „Concession". Dies bedeutet, daß das Land Staatseigentum bleibt, aber mir zum Bauen und zum Bepflanzen überlassen wird. Was davon bebaut und bepflanzt ist, wird dann Besitz. Der Rest verbleibt dem Staate. Eine andere Art des Landerwerbs gibt es in der Kolonie nicht.

Bei meiner Heimkehr vom Bezirkshauptmann rufe ich die Ärzte und die Pflegerinnen zusammen und eröffne ihnen,

was im Gange ist. Zuerst sind sie starr vor Überraschung. Nachher brechen sie in Jubel aus. Überzeugt brauchen sie gar nicht zu werden. Sie sind es von vornherein so viel als ich. Nur wundern wir uns miteinander, wo wir den Mut zu der Sache her haben. Erstaunt schauen uns die Schwarzen an. Solches Gestikulieren und Durcheinanderreden sind sie an uns nicht gewohnt.

Ich aber denke an das Opfer, das meine Frau und mein Kind für die Verlegung des Spitals bringen müssen. Für Ende dieses Winters erwarten sie mich zurück. Nun werde ich aber kaum vor Beginn des nächsten nach Europa kommen. Ohne mich kann nicht gebaut werden. Für die Anlage des Spitalganzen sind meine Erfahrungen erforderlich. Sind die Bauten einmal unter Dach, so mögen andere die Inneneinrichtung übernehmen.

* * *

Daß mein Unternehmen viel größer wird, als ich es plante, und daß Dysenterie und Hungersnot dabei in der Weise mit in Rechnung gesetzt werden müssen, wie es der Fall ist, sind Tatsachen, unter die ich mich beugen muß. Die einstimmige und begeisterte Billigung meines Entschlusses durch die Helfer, die mir so treu und verständnisvoll zur Seite stehen, ist mir die Gewähr, daß ich das Richtige tue.

Schwere Arbeit steht uns bevor. Mögen die Freunde in Europa wissen, daß wir sie, als notwendig und der Sache förderlich, mit Freudigkeit tun. Mögen sie auch wissen, wie dankbar wir ihnen für alles Verstehen und Helfen sind, das sie uns in so ergreifender Weise entgegenbringen. Im Vertrauen auf sie wagen wir, was wir wagen, und unternehmen,

was geleistet werden muß, wenn Weh und Leid in diesem unglücklichen Lande wirksam bekämpft werden sollen.

Den Bau des neuen Spitals erzählt das dritte, Sommer 1928 erschienene Heft der „Mitteilungen aus Lambarene".

ZUR BEACHTUNG

1. Adresse von Professor Dr. Albert Schweitzer

Alle Briefe und Postsendungen sind stets an die europäische Adresse zu richten: *Dr. Albert Schweitzer, Günsbach, Elsaß.* Günsbach liegt bei Münster im Oberelsaß. Von Günsbach werden sie prompt und auf dem sichersten Wege stets überallhin, auch nach Afrika, nachgesandt.

2. Geldgaben für das Spital zu Lambarene

Geldgaben aus dem Elsaß können auf das Postscheckkonto Straßburg, C. c. 3395 von Herrn Pfarrer Albert Woytt, dem Kassierer des Spitals, eingezahlt werden, mit dem Vermerk „Für das Spital von Dr. A. Schweitzer".

Geldgaben aus der Schweiz können auf das Postscheckkonto V 5204 von Herrn Pfarrer D. theol. Hans Baur, Basel, Leonhardsgraben 63, eingezahlt werden, mit dem Vermerk „Für das Spital von Dr. A. Schweitzer".

Geldgaben der Freunde aus Deutschland nehmen entgegen:
Fräulein Elisabeth Schmitt, Karlsruhe, Douglasstraße 7III;
Postscheckkonto Karlsruhe 78.685, oder
Herr Pfarrer Walther Engelhardt, Koblenz, Bismarckstraße 36;
Postscheckkonto Berlin 1421.90.

Von organisierten Sammlungen für mein Spital bitte ich in Deutschland bis auf weiteres abzusehen. Solange es in diesem Lande noch so viele hungernde Kinder und darbende Greise gibt, darf es nicht aussehen, als wollte ich ihnen etwas für ein überseeisches Liebeswerk entziehen.

3. Auskunft

Auskunft in allen das Spital betreffenden Fragen erteilt Frau Emmy Martin, Straßburg, Speichergasse 2.

ALBERT SCHWEITZER

Als Fortsetzung des vorliegenden Bandes erschien in gleicher Ausstattung:

Mitteilungen aus Lambarene

Heft 3: Herbst 1925 bis Sommer 1927. 74 Seiten 8° mit 6 Abb. M 2.—

Paul von Klenau in der Frankfurter Zeitung:

„Diese Berichte Schweitzers aus Lambarene werden für den Leser Erlebnis. Schweitzer, der Arzt-Missionar, erzählt in einfachster Weise von seiner Wirksamkeit unter den Negern. Wir erfahren von den Krankheiten in Afrika, von medizinischen Behandlungen, Resultaten, Mißerfolgen, hören von der Natur des Landes, vom Leben der schwarzen Bevölkerung, kleine Züge, die unglaublich charakteristisch sind, und hören von den großen Schwierigkeiten, mit denen Schweitzer zu kämpfen hat, sowohl als Arzt, als Organisator, als Bauherr und als Mensch, und dies alles lesen wir in einfachen sachlichen Sätzen. Schon nach wenigen Seiten sind wir so gefesselt, so im Banne einer Phantasie, die nicht erdichtet, sondern aus dem tatsächlichen Leben dieses großen Menschen quillt, daß wir die Schrift nicht eher weglegen können, als bis wir sie zu Ende gelesen haben."

Schweitzers ersten Aufenthalt in Lambarene schildert:

Zwischen Wasser und Urwald

Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Äquatorialafrikas

70. bis 75. Tausend. Mit 16 Abbildungen und einer Karte 169 Seiten 8°. / Ganzleinen M 5.—

„Dieses Buch ist ein modernes Heldenepos: ein Mensch beginnt den heroischen Kampf mit den häßlichsten Krankheiten, mit tausend Widerwärtigkeiten und Hemmnissen, um sein Teil dazu beizutragen, daß sich die Last von Weh, die auf der Welt liegt, vermindere. So strahlt in das heidnische Europa die Tat und das Werk dieses einzigartigen Mannes aus dem Innern Afrikas her als ein Menetekel, das uns zur Nachfolge Christi mahnt."
Der Pflug (Wolframbund)

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

ALBERT SCHWEITZER

Verfall und Wiederaufbau der Kultur

Kulturphilosophie I

9.—12. Tausend

Geheftet M 2.—, Halbleinen M 2.80, Ganzleinen M 3.50

Kultur und Ethik

Kulturphilosophie II

5.—8. Tausend

Geheftet M 6.—, in Halbleinen M 7.50, in Ganzleinen M 8.50

Dr. G. Manz in der „Zeit“:

„Ein Werk, reich beladen mit Gedankenfracht, mutvoll getragen von einer starken Persönlichkeit. Der dieses Werk geschrieben hat, ist keiner der vielen, die es für nötig halten, die chronische Seelenkrankheit der gegenwärtigen Menschheit mit neuen Quacksalbereien des Gefühls zu behandeln.“

Felix Emmel in den Preußischen Jahrbüchern:

„Schweitzers Werk ist ein großer Wurf, dessen Zielsicherheit in Erstaunen setzt. Es ist das in klaren Umrissen auftretende Gebäude einer in chaotischer Zeit geborenen neuen Ethik. Ein Werk, das aus reiner kulturhafter Begeisterung strömt.“

Protestantenblatt:

„Es liegt ein wundersamer poetischer und mehr als poetischer Reiz in dieser Schweitzerschen Welt- und Lebensbetrachtung, die aus sich bescheidender Resignation des Erkennens zu so fröhlicher Lebensbejahung des Wollens sich erhebt. In diesem Buche ist Nietzsches Wort erfüllt: ‚Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt: Schreibe mit Blut: und du wirst erfahren, daß Blut Geist ist‘.“

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

ALBERT SCHWEITZER

Aus meiner Kindheit und Jugendzeit

36. bis 43. Tsd. Mit 2 Abb. Geheftet M 2.—, Halbleinen M 2.80, Ganzleinen M 3.50

Karl Dyrssen in den Frankfurter Nachrichten:

„Ein seltsam ruhiger, uns Modernen ungekannter Lebensrhythmus klingt aus den Jugenderinnerungen. Es geschehen keine katastrophalen Ereignisse, nur Begebenheiten alltäglicher Art, wie sie jeder von uns erlebt hat, werden erzählt. Aber es liegt über dem Ganzen eine Besinnlichkeit, die das Kleinste wertvoll werden läßt, und jede Regung der kindlichen Seele wird durchlebt mit der wundervoll klaren Ruhe eines selbstsicher in sich schwingenden Wesens, dessen Grundzüge schon in den Erlebnissen der Jugend eindeutig vorgezeichnet sind."

Das Christentum und die Weltreligionen

Vorlesungen

8.—11. Tausend. Geheftet M 2.—, in Halbleinen M 2.80

Inhalt: Das Christentum in der Religionsgeschichte / Brahmanismus / Buddhismus / Taoismus / Konfuzianismus / Vergleichende Schlußbetrachtungen

Prof. Dr. R. Zilchert (Hochschulwissen):

„Diese wunderbare klare und gehaltvolle Schrift ist ein Bekenntnis der Einzigartigkeit des Christentums, die zu leugnen in unseren Tagen immer mehr Mode wird. Dieses Bekenntnis ist von höchstem Werte, weil die gefühlsmäßige Schätzung nicht ohne tiefe Kenntnis und Erkenntnis bleibt."

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

C. H. Beck'sche Buchdruckerei Nördlingen

276.721
Schweitzer, A. Sch 97
1/2
Mitteilungen aus Lambarene

276,721
Sch 97
1/2

C0-AWV-551